SPRAWOZDANIA SZKOLNE
Książnica
Kopernikańska
w Toruniu
SCHULPROGRAMME

Wissenschaftliche Beilage

zum

Programm des Königlichen Gymnasiums zu Danzig.

Ostern 1903.

Sechs Wochen auf Java.

Bericht eines Kolonialfreundes.

Von

Oberlehrer Albrecht von Bockelmann.

Progr.-Nr. 28.

Danzig
A. Müller vorm. Wedel'sche Hofbuchdruckerei.
1903.

Als aufrichtiger Freund und überzeugter Anhänger des Gedankens, daß Kolonialbesitz für das deutsche Volk eine Notwendigkeit ist, empfand ich es bei der Agitationsarbeit für die Verbreitung dieser Idee stets schmerzlich, daß mir eigene Anschauungen ganz und gar fehlten. Weder Zeit noch Umstände gestatteten es mir als Ziel für eine Instruktionsreise eine unserer deutschen Kolonien zu wählen, und so entschloß ich mich denn kurzer Hand meine Urlaubszeit, die vom Juni bis zum Oktober reichte, die also im ganzen nur vier Monate betrug, zu einem Ausflug nach Java zu benutzen.

„Java! depuis que je t'ai quittée, tu m'es souvent apparue dans ces heures où l'on évoque les plus belles images, où l'on s'enivre des plus doux souvenirs" — so hatte ich bei Jules Leclerq gelesen, und nicht nur das! — ist es doch ein deutscher Bruderstamm, der hier wirkt und schafft, der Kraft und Reichtum aus diesem Besitze erwirbt, den zu engerem Anschluß an das größere, gemeinschaftliche Stammland in Freundschaft und unter Sicherung gegenseitiger Vorteile zu bewegen, wohl der Wunsch jedes deutschen Patrioten ist. Mit Bewunderung schaute früher und blickt wohl im großen und ganzen auch noch heute die Welt auf die Kolonialarbeit, die das kleine Volk der Holländer leistet. „Ce petit peuple, dont le pays n'est q'un point sur la carte d'Europe, domine depuis trois siècles avec une admirable ténacibté sur ce vaste empire colonial de l'Insulinde, qui compte trente-cinq millions d'habitants, qui comprend des îles grandes comme la France, des îles au milieu desquelles l'Angleterre ne serait plus q'un îlot perdu dans une mer do forêts!" schreibt Leclerq. Gewiß mußte es hier für den deutschen Kolonialfreund — oder sagen wir meinetwegen auch Kolonialschwärmer — anregender Anschauung ein Uebermaß geben.

So war ich bereit; am 9. Juli ging ich in Genua an Bord des schönen, gastlichen Lloydschiffes „Prinz Heinrich". Die Reise liegt schon zwei Jahre hinter mir, fiel also in das Jahr 1900; in unserer raschlebenden Zeit erscheint der Versuch, so spät mit einer Schilderung vor die Oeffentlichkeit zu treten, gewagt; aber ich darf es gestehen, mir ist es oft, als sei ich erst gestern aus den sonnigen Tropen zurückgekehrt, und meine Erinnerungsbilder haben wirklich an Frische und Farbe noch nichts verloren, — wie ich aber bestimmt hoffe, an Abtönung gewonnen. Hier, wo dies Geständnis erfolgt ist, sei auch der Platz, an dem ich Förderern meiner Reise noch einmal innigen Dank sage. Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, der erlauchte Präsident der deutschen Kolonialgesellschaft, versah mich nicht nur mit wertvollen Empfehlungen, sondern unterstützte mich auch zu meiner großen und angenehmen Ueberraschung in hochherziger Weise pekuniär; Seiner Hoheit gnädiger Einfluß verschaffte mir ferner eine bedeutende Vergünstigung bei Lösung der Dampferfahrkarte; das Kolonialwirtschaftliche Komitee, hervorragende Vorstandsmitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft und Professor Dr. Conwentz verpflichteten mich ebenfalls durch Empfehlungen zu dauernder Dankbarkeit.

Daß die Zeit, die ich zu meiner Reise gewählt hatte, besonders günstig war, ist nicht zu behaupten. Die Pestgefahr verhinderte die Passagiere des „Prinz Heinrich" in Port Said und Suez sowie in Aden das Schiff zu verlassen. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz in Südafrika, die nur spärlich eintrafen, aber mit Aufregung erwartet wurden, riefen schon eine gewisse Unruhe hervor, und sehr gesteigert wurde dieselbe noch durch das, was sich in Ostasien vorbereitete; traf doch unser gutes Schiff in allen Häfen bis Singapore hin mit den deutschen Truppentransportdampfern „Frankfurt" und „Wittekind" zusammen, — in dem zuletzt genannten Hafen auch mit dem Kreuzer „Fürst Bismarck". Zwar verdanke ich diesem Umstande die große Freude, daß ich aus eigener Anschauung darüber berichten kann, wie musterhaft das Verhalten unserer braven Truppen in den fremden Häfen war, aber da wir viele Passagiere an Bord hatten, deren Wohl und Wehe von dem Gang der Ereignisse in Ostasien abhing, so war es nur zu natürlich, daß das Interesse für die chinesischen Wirren überall vorherrschte, daß besorgte Stimmung und geheime Sorge im Gespräch und Benehmen überall da sich zeigten, wo sonst gewiß sorglose Heiterkeit und behäbige Ruhe, zu der jede lange Seefahrt schmeichelnd einladet, am Platz waren. Mir, dem Neuling in Seereisen, — mir, dem es noch immer wie ein Traum erschien, daß ich wirklich jetzt, im dreiundvierzigsten Jahre meines

Lebens meinen brennenden Jugendwunsch, die Tropen bewundern zu dürfen, erfüllt sehen sollte, bot die Reise trotz allem Reiz genug. Bin ich doch von Hause aus Naturforscher und Geograph, und wenn auch sechzehnjährige Arbeit in der Schule mich gezwungen hatte, die Spezialinteressen mehr und mehr in den Hintergrund zu drängen, — Auge und Herz waren doch voll aufnahmefähig geblieben für die Wunder, die sich jetzt mir auftaten. So war mir auch die Fahrt durch den Suezkanal und das Rote Meer, wie ich offen gestehen muß, durchaus keine „entsetzliche Strapaze". Die erste Kohlenaufnahme, die ich in Port Said erlebte, wird mir immer unvergeßlich bleiben; noch heute sehe ich, wenn ich an die Reisetage zurückdenke, die hundert phantastisch gekleideten, in der Farbe vom hellen Braun bis zum tiefsten Schwarz abwechselnden Gestalten vor mir, die auf den breitausladenden Kohlenprähmen herankamen und unter betäubendem Lärm, als ob der Lärm der Hauptzweck ihrer Tätigkeit wäre, ihr Werk begannen. Nun kam die 16stündige Fahrt durch den Kanal; rechts zeigte die Dammkrone Vegetation, die bei flüchtigem Blick an manches Strandbild vom heimischen baltischen Meer lebhaft erinnerte. Nur wo an den Ausbiegestellen im Kanal Wärterhäuschen stehen, erhoben sich niedere Palmen; auch ferne in der Wüste sah man Palmen bei einzelnen Hütten. Schnellsegelnde Schiffchen mit lachenden braunen Jungen, die uns neckend große, eben gefangene Fische zeigten, begegneten uns vielfach. An einzelnen Stellen wurde an den Dämmen gebaut; bunt gekleidete Turbanträger leiteten Maultierkarren mit Erde davon, würdig standen Aufseher mit aufgespanntem Sonnenschirm dabei. Und nun die Wüste selbst! Welche ungeahnte Farbenpracht in der Abstufung von gelb und braun und vom leuchtendsten Rot zeigte sich hier dem bewundernden Auge, bis endlich bei sinkender Sonne blauende Schatten sich eintönig über das glänzende Bild breiteten. Vorbei ging es bei dem kleinen Felsen Dädalus, auf dem sich in nur niederem Turm das letzte Leuchtfeuer im nördlichen Teil des Roten Meeres befindet; dann lange Zeit nur Wasser und ferne Felsen, die wieder im Abendlichte unglaubliche Farben zeigten. Als Ereignis wird das Emportauchen eines kleinen, gänzlich vegetationslosen Vulkanfelsens begrüßt, dessen Nähe, schon ehe man ihn zu sehen bekam, flatternde Möwen mit glänzendweißem Gefieder verkündeten. Ebenfalls ohne jedes Pflanzenleben scheinen die zwölf Felseneilande zu sein, die die europäischen Seeleute mit dem Namen der zwölf Apostel belegt haben, und an denen, als wir vorbeifuhren, kräftige Brandung blendenden Schaum emporwarf. Die Folgen der Hitze haben sich doch allmählich eingestellt; der „rote Hund" — eine dem sogenannten „laufenden Feuer" gleichende Hautentzündung — quält alle Reisenden. — Daß die Fahrt für den, der arbeiten muß und sich nicht wie die Schiffsgäste der Ruhe hingeben darf, verhängnisvoll werden kann, beweist der bedauernswerte Tod eines jungen Maschinisten, der durch Hitzschlag herbeigeführt wurde. Endlich am 20. Juli morgens ist der Golf von Aden erreicht; — am 15. Juli waren wir in den Hafen von Port Said eingelaufen — bei Nacht hatten wir Perim passiert. Die Küste Arabiens zeigt hier dunkeln, nackten Fels, darunter zwei mächtige Zacken, die treffend von den Seeleuten „die Eselsohren" genannt werden, — aber Abwechslung kommt in das Bild durch Ströme oder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, durch Gletscher von blaßgelbem Sand, die zwischen dem Fels sich hervordrängen und sich bis an das Meer heranschieben, als sollte ein Kampf zwischen der lebenfeindlichen Wüste und dem ewig beweglichen, lebenspendenden Wasser beginnen. Noch am 20. Juli selbst taucht Aden in Glut getaucht vor unsern Blicken aus dem Meer auf; leer ist die Reede, auch wir dürfen der Pest wegen nicht beilegen, aber wir müssen der Signalstation unsere Vorbeifahrt melden. Doch wie ausgestorben liegt der Ort und die Signalstation; erst nach langandauerndem, markerschütterndem Brüllen unserer Schiffspfeifen bequemt man sich, dort von uns Notiz zu nehmen. Am 22. Juli fuhren wir im vollen Monsun durch die langhinrollenden Wogen des Indischen Ozeans; jetzt wurde es etwas kühler, aber der bewegten See wegen mußten die Kabinenluken geschlossen werden, und das Gespenst der Seekrankheit erfaßte schon manches arme Opfer. Ich hatte den Vorzug seefest zu sein, und so konnte ich denn an einem Abend mir am Sternenhimmel das südliche Kreuz zeigen lassen, und wie so mancher feststellen, daß jeden eine arge Enttäuschung erwartet, der in diesen Breiten das Sternbild schaut. Ich konnte am andern Tage, an dem ein kräftiger Platzregen herniederprasselte, mich darüber wundern, daß der Indische Ozean gerade so kalt und grau aussehen könne, wie unser nordisches Meer; ich konnte stundenlang den Hunderten von kleinen fliegenden Fischen zusehen, die in Scharen besonders in den Wellentälern auftauchten. Leider wurden die Lakkadive-Inseln bei Nacht passiert, so daß nur das Leuchtfeuer ihre Nähe verriet. — Ueber Ceylon, wo wir in der Nacht des 26. Juli eintrafen, ist so viel geschrieben worden, daß ich von meinem kurzen Aufenthalt in Colombo — wie aus demselben Grunde auch später von

dem in Singapore — nur ganz kurz berichten möchte. Eines Schauspiels sei gedacht, das mich im Hafen von Colombo entzückte, und das ich in Reisebeschreibungen nicht erwähnt gefunden habe. Als ich am Morgen des 27. Juli ganz früh an Deck kam, sah ich in stets wechselnder Gestalt im hellen Morgenlicht eine bald wohl 30, bald 15, bald 5 Meter hohe Wand von weißem Wassergischt vor mir; — es war die Brandung des Indischen Ozeans am colombischen Hafendamm; mit donnerndem Klatschen schlugen die emporgeworfenen Wassermassen auf die Krone des Molo nieder, um dann in ruhigerem Strom sich in das Hafenbecken zu ergießen. Bewunderungswürdig ist das Werk englischer Tatkraft, das hier der Zerstörungswut des gewaltigen Meeres ein mächtiges Halt entgegenruft; unbeschreiblich schön aber war das Tosen des Elements gegen die verhaßte Schranke. Acht schöne Stunden verlebte ich in Colombo und der reizvollen Umgebung der lebhaften Handelsstadt. Nie vergesse ich die Fahrt nach Mount Lavinia vorbei an den prächtigen Kokoswaldungen; besonders schön war es, wenn die nie geraden, sondern stets in schönem Bogen aufstrebenden schlanken Stämme einen Durchblick auf das glitzernde Meer gestatteten.

Am 31. Juli, leider erst nach 6 Uhr abends, um ½7 Uhr ist es hier schon ganz dunkel, kamen wir auf die Reede von Penang. Die Insel sahen wir zunächst in ganz merkwürdiger Beleuchtung; die eine Hälfte lag in vollem Sonnenschein, die andere in schwerem Regen, ein absolut gerader, senkrechter Strich teilte die beiden Hälften. Die Insel ist schön gebirgig, und scharf hoben sich auf einzelnen Höhen Palmen gegen den Abendhimmel ab. Langsam glitten wir durch flaches und daher schön grünes Wasser auf das Lotsenboot zu. Unterdessen war es dunkel geworden, es hatte mit Regen aufgehört, auf den höchsten Bergen der Insel aber lagen schwer und drohend gewaltige Wolkenmassen, in denen ab und zu ein Blitz aufzuckte. Zwischen den Bäumen am flachen Strand blitzte bereits hier und dort ein Licht auf, auch auf den Bergen sah man — wohl in offenen Hütten — Feuer brennen. Die Schiffe im Hafen schmückten sich mit roten und grünen Signallaternen; viele vorn höher aufragende, hinten mit einem oder zwei merkwürdigen Sporen versehene, von dunklen, buntgekleideten Gestalten geruderte Boote, von denen auch jedes eine brennende Laterne trug, nahten sich dem Schiff. Das Meer war ruhig und leuchtete zum erstenmal auf meiner Reise stärker; jedes Ruder, das in das Wasser tauchte, ließ einen wenn auch nur schwach leuchtenden Streifen zurück, solch ein Streifen bildete sich auch hinter jedem Boot. Nachhaltig und tief war der Eindruck, den ich hier von der feenhaften Pracht der tropischen Landschaft erhielt. — Der 2. August brachte uns nach Singapore. — Hier hieß es sich von dem letzten Stück Heimat, das dem Reisenden bis hierher gefolgt war, — dem deutschen Schiff —, trennen! Ja, ein Stück Heimat müssen diese schönen Schiffe wohl jedem werden, der sich einige Wochen auf ihnen aufhält. Wahrlich ist es nicht die große Ueppigkeit der Verpflegung, die einem das deutsche Schiff so lieb macht, auch nicht die Bequemlichkeit der Kabinen, die Größe und Schönheit der Speise- und Gesellschaftsräume, das lernt man alles — so merkwürdig es erscheinen mag — sehr bald als etwas Selbstverständliches hinnehmen; nein, was einen immer wieder auf den Lloydschiffen so heimatlich anmutet, das ist die Liebenswürdigkeit des Kapitäns und seiner Offiziere, und vor allem die Ueberzeugung, daß diese Männer mit einem Ernst, einer Gewissenhaftigkeit und Treue ihre Pflicht tun, die in Stunden der Gefahr die beste Bürgschaft für ein glückliches Bestehen derselben sind.

Die Einfahrt in den Hafen von Singapore, vorbei an vielen kleinen Inseln, ist sehr schön und der Blick auf den belebten Hafen wahrhaft großartig. Doch habe ich das eigentlich erst bei der Rückreise empfunden, denn diesmal galt es von den einem liebgewordenen Gefährten der langen Seereise Abschied zu nehmen und das Gepäck für die Uebersendung auf den holländischen Dampfer, der mich weiter nach Batavia führen sollte, bereit zu machen. Sehr bequem ist es, daß der Norddeutsche Lloyd direkte Fahrkarten bis Batavia verkauft, so hat man in Singapore gewöhnlich 24 Stunden volle Freiheit. Im zweirädrigen Karren — der Rikscha —, der meist nur eine Person aufnimmt, ging es in schneller Fahrt zum Hôtel de l'Europe; noch bleibt eine ganze Zahl von Passagieren des „Prinz Heinrich" zusammen und die Rikschas fahren bald in langer Reihe hintereinander, bald, wo es der Raum erlaubt, nebeneinander, so daß man sich bequem mit seinem Nachbarn unterhalten kann. Während die Rikscha-Kulis in Colombo meist schwächliche Singhalesen sind, denen man die Anstrengung beim Lauf fortdauernd anmerkt, und mit denen man ein den Genuß der angenehmen Fortbewegung störendes Mitleid nicht los wird, sind hier die leichtgeschürzten chinesischen Kulis so kräftig, so fröhlich und unterhaltsam bei dem andauernden Lauf, daß die Rikscha-Fahrten ein lebhaftes Vergnügen gewähren. — Leider hatte ich in Singapore einen Regentag; was das bei der herrschenden

Hitze bedeutet, habe ich um so mehr empfunden, als ich noch europäische Kleidung trug. Mir war nämlich geraten worden, meine Einkäufe an Tropenkleidern erst in Port Said zu besorgen; da wir dort der Pest wegen nicht ans Land durften, hatte ich meinen deutschen Sommeranzug noch nicht ablegen können. Ein Chinese versorgte mich in etwa zwanzig Stunden mit vier nach Maß gefertigten, gut sitzenden Tropenanzügen zum Preise von etwa 7 Mark das Stück. Ich würde nach meinen Erfahrungen jedem Besucher der Tropen raten, sich in Deutschland mit allem Nötigen zu versehen, um so mehr, als wir, seitdem wir Kolonien besitzen, in Berlin mehrere Geschäfte haben, die Ausrüstungen dieser Art in passender Zusammenstellung und für mäßigen Preis liefern. Mit meinem Chinesen war ich im übrigen sehr zufrieden; die Arbeit war sauber und dauerhaft und die Pünklichkeit der Lieferung überraschend.

Als gegen Abend der Regen etwas aufhörte, begann auf der Straße und auf den Spielplätzen vor der Terrasse des Hotels ein bewegliches Treiben. In ununterbrochener Folge rollten die Rikschas — es sind mehr als 16 000 dieser Gefährte in Singapore zum Gebrauch bereit — vorüber, dazwischen sah man Equipagen oft mit prächtigem Gespann; wie ich mir sagen ließ, gehörten die wertvollsten reichen Chinesen. Auf dem Spielplatz wurde ein Fußballwettkampf zum Austrag gebracht, und die tausendköpfige, wieder vornehmlich aus Chinesen bestehende Zuschauerschaft nahm an den Vorgängen den lebhaftesten Anteil, ihre Lieblinge mit Zurufen zu immer größeren Anstrengungen aufmunternd. Die Nacht brachte ich in großem, luftigen Zimmer zum erstenmal im breiten geräumigen Tropenbett zu; der mangelhafte Verschluß der Türen, die Fremdartigkeit der Umgebung, der langandauernde geräuschvolle Straßenverkehr ließen mich aber nicht recht Schlaf finden und schon am frühen Morgen des 3. August war ich an Bord der „Coen", die etwa um zehn Uhr morgens Singapore verließ, um nach Batavia zu dampfen.

Es war ein schmuckes Schiff die „Coen", und Vertrauen erweckte der greise würdige Kapitän. — Die geräumigen Kabinen in blendend weißem Oelanstrich öffneten sich alle nach dem Speisesaal, dessen Wände in zahlreichen Medaillons schöne alte holländische Kacheln zeigten. Sechs meiner Gefährten vom „Prinz Heinrich" fand ich hier wieder, mit den fünf andern Passagieren wurde zwar nach holländischer Sitte der Name gewechselt, doch trat man sich auf der kurzen Fahrt bis Batavia nicht näher. — Es ist in ganz holländisch Indien Gebrauch, sich mit allen Hotelgästen, Schiffspassagieren, kurz mit allen Leuten, mit denen man auch nur kurze Zeit zusammen bleibt, durch Vorstellung bekannt zu machen. „Mag ik me eens voorstellen, mijn naam is zoo en zoo." „Angenaam kennis te maken"[1]). lautet die Formel. Unangenehm ist bei der Hitze das folgende Handgeben und eine Befreundung findet in den meisten Fällen nicht weiter statt. Wenn ich mich trotzdem überall der einmal herrschenden Sitte unterwarf, so habe ich das nicht zu beklagen gehabt, denn einmal gab doch immerhin die Vorstellung dem Fremden das Recht zu fragen, und zweitens traf man auch hin und wieder Leute, die ein Gespräch suchten, und von denen viel zu lernen war. Sonst habe ich es im allgemeinen schmerzlich und mit Bedauern feststellen können, daß die Holländer dem in ihren Kolonien reisenden Deutschen ein gewisses Mißtrauen entgegenbringen und ihm nicht gern Rede stehen. — Die Bedienung auf der „Coen" wurde von Malayen besorgt; sie war pünktlich und angemessen. — Die Verpflegung, schon ganz javanisch-holländisch, brachte mir zu Mittag die Reistafel, an die ich mich weder auf dem Schiff noch später in Java selbst gewöhnen konnte; ihr schreibe ich es zu, daß bei mir sehr bald lästige Verdauungsstörungen eintraten. Daß der auf einsamen und abgelegenen Posten lebende Europäer in der Reistafel durch Mischung der zahlreichen zu ihr gehörenden Gerichte das Mittel besitzt in die Eintönigkeit der Ernährung eine gewisse Abwechselung zu bringen, mag wahr sein, warum aber die Reistafel eine ständige Einrichtung auch in den Hotels der größeren Städte ist, habe ich nicht begreifen können; hier dürfte doch in anderer Art Abwechselung zu schaffen keine unüberwindliche Schwierigkeit und die Einführung der französischen Küche eine Wohltat für viele sein. — Auf der Fahrt wurde ohne jede Feierlichkeit der Aequator passiert. — Lange lag die flache, aus der Ferne gesehen langweilige Küste von Sumatra zu unserer Rechten, dann tauchten Bangka und Billiton aus dem Meer; auch ein tätiger Vulkan zog den Blick auf sich.

Am 5. August, also nach 26tägiger Seefahrt von Genua aus, liefen wir in Tanjok-Priok, dem Hafen von Batavia, ein. Mit Dank denke ich hier an meine deutschen Reisegenossen, besonders

Anmerkung [1]) Het Leven in Nederlandsch-Indië. Door B. Veth. Tweede Druk. Amsterdam P. N. van Kampen & Soon. Veth widmet in seinem Buch der „voorstellerie-manie" ein ganzes Kapitel voll Spott und Hohn; so lächerlich, wie er die Sache darstellt, habe ich sie nicht gefunden.

den Direktor einer Zuckerfabrik, Herrn W., zurück. Viel von dem, was in diesen Zeilen enthalten ist, habe ich im interessanten Gespräch mit ihnen gelernt, und in Tanjok-Priok erwiesen sie mir den Liebesdienst, durch ihre Bürgschaft zu bewirken, daß mein Gepäck ohne jedes lästige Durchkramen die Zollstelle passierte. — In Batavia fand ich gastliche Aufnahme im Hause des deutschen Generalkonsuls v. S. Eine längere Wagenfahrt am Abend des 5. August gab mir einen Ueberblick von der Bauart, dem Leben und Treiben der großen Stadt; eine gemütliche Stunde in der Societät „Harmonie" folgte. Ich bewunderte hier die prachtvollen Gesellschaftsräume und den bequemen, kühlen, mit europäischen Zeitschriften wohlversehenen Lesesaal, um mich dann nach den Anstrengungen des Tages im Garten der Harmonie, den Weisen einer Musikkapelle lauschend, bei einem Glase Apollinaris zu erfrischen. Den Morgen des 6. August füllten mancherlei notwendige Besorgungen aus; da mußte ich zunächst bei der Java-Bank meinen Kreditbrief präsentieren und die „Zoolatingskaart" und den Erlaubnisschein für das Reisen in Java bestellen. Nur wer im Besitz dieser Scheine ist, deren Ausstellung einige Gulden kostet, kann ohne Schwierigkeiten in das Innere Javas gelangen; oft verzögert sich die Ausstellung sehr unliebsam; ich verdankte der Güte unseres Generalkonsuls die Vorherbestellung der wichtigen Dokumente und konnte daher schon am Nachmittag des 6. August meine Reise nach Buitenzorg unternehmen.

Buitenzorg liegt 58 km von der Küste entfernt fast genau südlich von Batavia; die Eisenbahn, die von der Küste bis hierher eine Steigung von 265 m zu überwinden hat, führt den Reisenden in etwa einer Stunde nach seinem Ziel. Seit 1746 ist Buitenzorg Sitz des General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien; im Jahre 1817 wurde hier 'S Lands Plantentuin — der hortus bogoriensis —[1]) ins Leben gerufen. Dieses Institut, das ursprünglich nur einen Teil des Gouvernements-Parks umfaßte und sich anfangs mühsam seine Selbständigkeit erkämpfen mußte, ist heute zu der bedeutendsten Einrichtung dieser Art überhaupt ausgewachsen. Schon allein eine Angabe des Grund und Bodens, der dem Institut zur Verfügung steht, spricht für seine Großartigkeit. Der mit dem Park des Gouverneurs in Zusammenhang stehende eigentliche botanische Garten umfaßt 58 ha, der landwirtschaftliche Versuchsgarten — Culturtuin — in Tjikömöh dicht bei Buitenzorg 72,5 ha. Unter derselben Verwaltung steht aber endlich noch der 31 ha große Berggarten von Tjibodas, dem sich 283 ha jungfräulichen Urwaldes, den man für Forscher zugänglich gemacht und für ihre Untersuchungen vorbehalten hat, anschließen.[2]) In dreizehn Abteilungen unter besonderen Vorständen wird die Arbeit des Instituts verrichtet; an der Spitze der ganzen ausgedehnten Verwaltung steht als Direktor Professor Dr. Melchior Treub. — In dem seit 1885 für fremde Forscher geschaffenen Laboratorium sind alle Einrichtungen für wissenschaftliche Arbeiten in vollkommenster Weise getroffen; der Reisende hat nur sein Mikroskop mitzubringen; Museum und Herbarium, eine photographische Anstalt, eine allen Ansprüchen genügende Bibliothek, zu der ein vorzüglich eingerichtetes, mit einer erschöpfenden Auswahl wissenschaftlicher und praktisch-landwirtschaftlicher Zeitschriften versehenes Lesezimmer gehört, stehen ihm, soweit ein Platz für ihn belegt wurde, zur Verfügung. Einige der zu den über 200 eingebornen Arbeitern des Instituts gehörenden Leute sind zu Führern, Sammlern und Zuträgern von Naturobjekten ausgebildet und entwickeln dabei, durch eine hervorragende Naturgabe unterstützt, ein bedeutendes und jedem Forscher willkommenes Geschick. Uns interessiert hier vor allem, daß zu den dreizehn Abteilungen des Instituts auch solche gehören, deren Arbeit praktischen Zwecken dient. Die Tabak- und Kaffeepflanzer Javas haben sich nämlich mit ihm insofern in innige Beziehung gesetzt, als sie sich hier eine Zentralstelle für alle notwendigen chemischen Analysen, für Anbauversuche und für Untersuchungen über die Bekämpfung tierischer und pflanzlicher Schädlinge schufen. Noch stehen die Zuckerpflanzer dem Institut fern, doch ist es nur eine Frage der Zeit, daß auch sie in nähere Verbindung mit ihm treten. — Gerade während meiner Anwesenheit in Java wurde dem Institut als dreizehnte Abteilung

Anmerkung [1]) Bogor ist die einheimische Bezeichnung für Buitenzorg.

[2]) Die Angaben, die sich auf das Institut beziehen, sind meist entnommen der kleinen Schrift: 'S Lands Plantentuin, Bulletin de l'Institut-Botanique de Buitenzorg No. 1. Buitenzorg. Imprimerie de l'Institut 1898. Die Broschüre ist jedem, der sich zu Studien nach Java begeben will, zur genauen Lektüre aufs angelegentlichste zu empfehlen. Es sind hier auch Angaben über die Kosten einer Reise nach Java und einen etwa viermonatlichen Aufenthalt daselbst gemacht. Wenn der Verfasser, Professor Dr. Treub ca. 4200 Mark Reisegeld für ausreichend hält, so muß ich nach meinen Erfahrungen die Meinung aussprechen, daß man die gesamten Reisekosten von Hamburg aus und wieder dorthin zurück für die angegebene Zeit doch mit mindestens 5000 Mark wird ansetzen müssen, wenn nicht durch Entgegenkommen des Norddeutschen Lloyd der Preis für die Rückfahrtkarten (2190 Mark) sich bedeutend ermäßigen läßt.

eine Gärtnerschule angegliedert; besonders Halfcastleute sollen in derselben zu Gärtnern, Pflanzern und Plantagenaufsehern ausgebildet werden.

Ich traf am 6. August in Buitenzorg auf dem stattlichen und freundlichen Bahnhof etwas nach 5 Uhr nachmittags ein; schnell führte mich der mit kräftigen Ponnies bespannte Wagen zu dem den Lesern aus vielen Reisebeschreibungen bekannten Hotel Bellevue. Ganz allein auf mich angewiesen, konnte ich mich bei meinen schwachen Kenntnissen des Malayischen nur mühsam mit den zahlreichen „Jongens" und dem ihnen vorstehenden „Mandur" verständigen. Der deutsche Wirt ließ sich nicht blicken, oder um ganz bei der Wahrheit zu bleiben, verschwand bei meiner Ankunft, ohne dem Landsmann, den er als solchen erkannt haben mußte, ein deutsches Willkommenswort zu gönnen. Endlich war ich in einem mir passenden Zimmer untergebracht; eine Tasse duftigen javanischen Tees wurde mir als angenehme Erquickung dargereicht. Noch war die Dunkelheit nicht vollkommen hereingebrochen; als ich auf die breite vor meinem und andern Zimmern sich hinziehende Veranda trat, erhasche ich einen letzten überraschenden Blick. Dann aber sehe ich nur noch schwach die Umrisse einer hohen, einzelnen Palme und die Konturen eines gewaltigen Vulkans, des Salaks. Durch das Gitter der Veranda schimmern Lichter aus den im dichten Buschwerk verborgenen Eingebornenhütten, sie spiegeln sich im Fluß, dessen Rauschen aus anscheinend tiefem Tal leise zu mir heraufönt. Doch jetzt dringt gedämpft etwas Mondlicht durch die Wolken und das Aussichtsbild wird deutlicher. Ferne grollt Donner; und ich frage mich, ist es ein spätes Gewitter, das dort heraufzieht, oder rührt es sich in den Eingeweiden des nahen Vulkans? Die drückend heiße Luft ist ganz von Grillengezirp erfüllt, und die rasch überall umherschlüpfenden kleinen Tjitjaks (Hemidactylus marginatus) lassen ihren eigentümlichen an das Gezwitscher von Vögeln erinnernden Laut hören. Zahllos umschwärmen Moskitos die Lampe, aber ohne zunächst dem Fremdling durch Stechen lästig zu fallen. In das Zimmer setzt der mir zur Bedienung zugeteilte ernste Malaye die primitive Nachtlampe — Oel ist in einem Glase auf Wasser gegossen, darin befindet sich ein altmodisches Schwimmerchen — und von der Decke her läßt jetzt auch ein größerer Gecko, hier Tocké (Platydactylus guttatus) genannt, seine ziemlich laute Stimme erschallen. Bald ruft mich, der ich gerade in der Einsamkeit der fernen Heimat und meiner Lieben gedenke, die Glocke zum Abendessen.

Mein Aufenthalt auf Java fiel in eine Jahreszeit, in der man auf der Insel im allgemeinen nicht zu reisen pflegt, und so hatte ich in dem Hotel meist nur wenig Gesellschaft. Zehn Gäste bei der Abendtafel im Hotel Bellevue ist die größte Anzahl, die ich hier je versammelt gesehen habe; meine Rettung war, daß ein liebenswürdiger, junger holländischer Beamter des allgemeinen Sekretariats von Niederländisch-Indien im Hotel sein Quartier aufgeschlagen hatte. Zwar sprach er nicht fertig deutsch und ich sprach nicht holländisch, aber wir gewöhnten uns aneinander, und die Unterhaltung ging bald ganz glatt von statten. Vom ersten Abend an bin ich ihm für viele Ratschläge und manche freundlichst gewährte Auskunft zu Dank verpflichtet. — Der 7. August fand mich bereits vor Sonnenaufgang wach; die Erwartung der Bilder und Eindrücke, die dieser Tag mir bringen sollte, hatte mich zu erquickendem und andauerndem Schlummer nicht kommen lassen. Wovon gestern sich mir nur die Umrisse gezeigt hatten, das lag heute in blendendem Morgensonnenlicht vor mir. Zu Füßen meiner Veranda zog sich der Damm der Java der Länge nach fast durchquerenden Eisenbahn hin, dann folgte ein steiler niederer Abhang, endlich ein schmaler Saum flachen, mit grobem Kies bedeckten Landes. Gerade auf die Veranda zu floß der Tjidani, um sich nach Aufnahme eines kleinen Zuflusses von rechts her selbst kurz vor dem Hotel nach links zu wenden. Charakteristisch ist es gleich hier, daß man auf einen Wald zu blicken glaubt, über dessen dichtes Laubdach einzelne Palmen ihre gewaltigen, aber doch anmutig bewegten Blattkronen erheben, während man in Wirklichkeit auf ein dicht bewohntes Eingebornenquartier herabschaut. Immer wieder überrascht es den Reisenden, in dem dicht bevölkerten Java scheinbar so wenig Siedelungen — hier Kampongs genannt — zu treffen; sie sind im dichtesten Busch verborgen. Und wenn flüchtige Reisende von den Palmen als einem wichtigen Element des tropischen Urwaldes berichten, so ist dieser Irrtum vielleicht darauf zurückzuführen, daß man leicht für Waldlandschaft hält, was eine Ansammlung von Siedelungen an den Grenzen des Kulturlandes ist. — Am Ufer des Tjidani bot sich mir vom ersten Tage meines Aufenthaltes in Buitenzorg an bis zum letzten ein Bild, das in seiner Eigenartigkeit stets von neuem den Blick auf sich zog. Sobald der Morgen dämmerte, fanden sich am Fluß malayische Wäscherinnen ein; aber auch ein Chinese, der sein Geschäft in recht großem Maßstab betrieb, hatte hier seinen Stand. Eifrig wurde die Wäsche im Wasser gespült, dann auf die Steine gelegt

und mit andern Steinen geschlagen oder gar gerieben; die Hauptarbeit der Reinigung aber überließ man, nachdem die Wäsche am Ufer ausgebreitet war, der bleichenden Kraft der Sonnenstrahlen. Jeden freien Augenblick benutzten Männer wie Frauen, um in dem raschströmenden aber nur halbmannstiefen Tjidani zu baden; zahlreich fanden auch andere Badegäste, vor allem Kinder, sich ein. — Ein besonderes Vergnügen für die jungen Mädchen war es, aus ihrem Sarong, dem oben und unten offenen, nur mit einer Seitennaht versehenen charakteristischen malayischen Kleidungsstück, ein Luftkissen zu bilden, auf dem sie sich von der raschen Strömung des Flusses ein Stück abwärts treiben ließen. Die Jungen liebten es im Strom stehend auf einander herauf zu klettern und Pyramiden zu bilden, die dann unter allgemeiner Freude schließlich ins Wasser stürzten. Zank, störender Lärm kam den ganzen Tag über nicht vor, auch die Lustigkeit artete nie aus, und wenn — wie es hin und wieder geschah — am Abend gar ein Muhamedaner nach dem Bad am Flußufer mit würdigem Ernst seine Gebete verrichtete, wurde das Bild geradezu stimmungsvoll. — Für die Europäer lag ein von Palmen und Bananen beschattetes Badehäuschen etwa fünfzig niedere Stufen vom Hotel abwärts nach dem Flußtal zu. Es war eine Hütte mit abgeschrägtem Dach, in deren ganz weiß gestrichenes Innere durch gläserne Dachpfannen voll das Sonnenlicht drang. Die Hütte enthielt ein geräumiges, ausgemauertes etwa 1½ Meter tiefes Bassin, das durch eine Röhre mit klarem, nicht zu kaltem Wasser gespeist wurde. Im allgemeinen badet man in Niederländisch-Indien so, daß man sich nur mit einigen Töpfen kalten Wassers begießt und dann stark abreibt; ich habe stets dem Vollbad, wie es dem Hotelgast in Buitenzorg geboten wurde, bei weitem den Vorzug gegeben. Uebrigens sei bemerkt, daß mir tägliche Bäder, wie sie der Holländer liebt, nicht bekamen; drei Bäder im Laufe der Woche gewährten mir ausreichende Erquickung.

Nach meinem Frühbad am 7. August rief ich ein Sado heran, um zunächst eine Orientierungsfahrt durch Buitenzorg zu machen; eine kurze Beschreibung sei dem gewählten Gefährt gewidmet, denn einen nicht unbedeutenden Zeitraum meines Aufenthalts auf Java habe ich im Sado zugebracht. Der Name ist eine Abkürzung von „Dos à Dos"; es handelt sich hierbei um zweirädrige Karren, in denen der Fahrgast mit dem Rücken gegen den Kutscher und die Fahrtrichtung Platz nimmt. Gegen die Sonnenstrahlen schützt ein festes Dach; leider ist das Dach fast immer recht niedrig; das war der einzige Umstand, der mir die sonst überaus angenehmen Sadofahrten verleidete, denn er zwang mich zu unbequemer und ermüdender Körperhaltung. Das Pferdematerial ist auf ganz Java gut; wundervolle Tiere sind die Sandle wood-Ponnies von der Insel Madoera, die man hin und wieder vor herrschaftlichen Wagen sieht. — Meine Fahrt führte zunächst auf der schönen Buitenzorg durchziehenden Poststraße bis zum „Weißen Pfahl", einem einfachen Denkmal, dessen Bedeutung mir aber trotz wiederholter Erkundigungen verborgen blieb; dann ging es zurück beim Palais des Gouverneurs von Niederländisch-Indien vorbei durch den Botanischen Garten, über den Marktplatz, durch das chinesische Kamp auf die nach Batutulis führende Straße hinaus; ja mein williger Kutscher ließ meine Pferdchen sogar noch bis zum Kulturtuin in Tjikömöh traben. Was an Eindrücken auf dieser Fahrt dem Fremden geboten wird, ist wahrhaft großartig, und es ist keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß ein genaues Studium nur allein dieses Fleckchens Erde genügt, um dem Reisenden ein einigermaßen richtiges und erschöpfendes Bild von der tropischen Landschaft und von dem Leben und Treiben in den Tropen zu geben. Der Abend dieses Tages war dem ersten Besuch bei dem Direktor des Botanischen Gartens, Herrn Professor Dr. Melchior Treub, gewidmet; noch oft hatte ich dann später Gelegenheit sein gastliches Haus zu betreten. Hier sei der Ort für mich, diesem Mann für alles zu danken, was ich an Belehrung, an Anregung und gütiger Gastfreundschaft von ihm empfing. Es ist schwer zu sagen, ob jemals eine andere Person gerade diesen allseitig gebildeten Mann wird ersetzen können; jedenfalls ist, so lange er mit seiner stets bereiten Hilfe und seinem wertvollen Rat dem Fremden zur Hand geht, der Besuch Buitenzorgs doppelt lohnend; die Spaziergänge durch den Garten mit Herrn Professor Treub als Führer gehören zu meinen unvergeßlichen Reiseerinnerungen.

Wer diesen Garten als Ganzes beschreiben wollte, müßte denkender Künstler und empfindender Forscher zugleich sein; viele haben es versucht, die berufener dazu waren als ich;[1]) ich muß mich darauf beschränken einige leichte Skizzen von Bildern zu geben, die sich mir be-

Anmerkung: [1]) Die beste Schilderung des Gartens scheint mir enthalten zu sein in „Eine botanische Tropenreise" von Professor Dr. G. Haberlandt. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1893.

sonders in die Erinnerung geprägt haben. Ich betrat den Garten stets am liebsten von der großen Poststraße aus. Eine Allee von in Kuba heimischen Königspalmen (Oreodoxa regia) nimmt hier den Besucher auf, Plätze mit wundervoll gehaltenem, kurzgeschorenem Rasen liegen an beiden Seiten. Die Königspalmen erschienen mir immer wieder als Urbilder besonders kräftigen Wachstums; hervorgebracht wird dieser Eindruck vor allem durch den glatten, grauen nach oben zu verjüngten Stamm; das letzte Stück desselben, wo er in den gewaltigen Blätterschopf ausläuft, ist hellgrün gefärbt und sieht im strahlenden Sonnenlicht fast wie aus Glas gegossen aus. Am Ende der Allee tritt man rechts in dichtes Bambusgebüsch; in seinem lichten Schatten liegen die Grabstätten der Gouverneure von Niederländisch-Indien. Hier war ein Lieblingsplatz von mir. Wie ein Bündel Raketen schießen dicht gedrängt hunderte von Bambusstangen zugleich aus dem Boden empor um sich oben zu leichtem, zarten Strauß auszubreiten. Die Zeichnung auf den jungen Bambusstangen, meist streifig blaßgrün und gelb, ist wunderhübsch; später bewachsen sie, wie alles in diesem Lande, was nicht mit besonderen Schutzvorrichtungen dagegen versehen ist, mit Flechten und Moosen; wo die alten Scheiden an den Stangen noch haften geblieben sind, hat sich sofort Humus angesammelt und kleine zierliche Farne entfalten hier ihre Wedel. Eine Betrachtung mit der Lupe enthüllt neues Leben. An einem Vormittag kam, während ich an dieser Stelle weilte, plötzlich ein starker kurzer Sturm auf. Zu Hunderten stürzten da aus der Höhe die trockenen Scheiden hernieder, während mit hellem Geklapper, das zuweilen an Trommelwirbel erinnerte, die Stangen zusammenschlugen. Interessant genug, wenn auch nicht ungefährlich war zu dieser Zeit auch der Aufenthalt in den andern Teilen des Gartens. Unaufhörlich sausten trockne Aeste und mehrere Meter lange Palmblätter mit energischer Wucht durch die Luft, die schönen grünen Rasenplätze waren in kürzester Zeit mit trockenem Laub bedeckt, an einigen Stellen fand ein wahrer Hagelfall von faustgroßen Früchten statt. Viele Kinder der malayischen Gartenarbeiter standen dicht an den Baumstämmen, so geschützt gegen die Wurfgeschosse aus der Höhe, um in den Sturmpausen die trockenen Holzstücke zu sammeln und an den Stämmen aufzuschichten. Bewunderungswürdig war es, wie bald nach solchen Ereignissen die Ordnung im Garten wieder hergestellt war. — Bambusgebüsche der verschiedensten Art ziehen sich an einem der schnellen, kleinen Gewässer hin, denen durch den Garten künstliche Betten bis zu ihrer Einmündung in den Tjiliwong geschaffen sind. Diese kleinen Gewässer füllen auch den großen Teich, der sich vor dem Palais des General-Gouverneurs befindet und an dessen einem Ufer sich noch ein Stück der berühmten Kanarien-Allee des Gartens entlang zieht. „In der Mitte des Teiches erhebt sich ein Inselchen mit dem farbigsten Pflanzendickicht, das man sich denken kann. Die rote Pinangpalme (Cyrtostachys Rendah) mit ihren scharlachroten Blattscheiden und Stielen ragt über bunte Acalypha-, Croton- und Codiaeum-Büsche empor, dazwischen glitzern silberweiß gestreifte Blätter von Phragmites und mit großen violetten Blüten schlingt sich eine indische Liane, Thunbergia grandiflora, durch das farbenreiche Ast- und Blattgewirr.“ [1]) Gewissermaßen stellt dieses Inselchen ein Stück Urwald vor, und gibt uns, da wir es von allen Seiten gut betrachten können, eine Vorstellung von der Fülle des Lebens, das sich auf kleinstem Raum in den Tropen entfalten kann. Die Gruppe lehrt uns ferner, welche Rolle die bunten Laubblätter im Farbenkleid der tropischen Pflanzenwelt spielen; ihnen besonders ist seine Pracht vielfach allein zuzuschreiben. — Ein Arm des großen Teiches ist bedeckt mit den tischgroßen Blättern der Victoria regia; ich hatte die Freude auch ihre schönen zartrosa Blüten bewundern zu können. — Gern saß ich am Ufer des Teiches; der Rauch einer Zigarre genügte meist, um die Moskitos nicht zu lästig werden zu lassen. Erfrischend war es hier am frühen Morgen zwischen 6 und 7 Uhr, einer Zeit, zu der auch die Holländer meist ohne Hut kleinere Spaziergänge in den Anlagen machten; auch aus der Ferne blinkten dann wohl in dem sonst so einsamen Garten farbige Kleider. Schmetterlinge mannigfacher Art umgaukelten den stillen Beobachter, große Formen sah ich während meines Aufenthalts nur selten; im Grase vor mir bewegten sich oft langsam mehr als spannenlange Tausendfüßer, nach Form und Farbe unserm Julus sehr ähnlich; war das Glück mir günstig, so erfreuten das Auge kleine muntere Honigvögel durch die Farbenpracht ihres Gefieders. Schlangen habe ich im Garten, trotzdem ich natürlich besonders darauf achtete, niemals gesehen und auch kaum gehört. Von der Bank am großen Teich führte ein Weg etwas herab zum sogenannten kleinen Teich, einem ummauerten Bassin mit Springbrunnen. Interessant war es mir zu beobachten, wie sorgsam alle Wege, die eine

---

Anmerkung: [1]) Haberlandt a. a. O. S. 59.

kleine Steigung zu überwinden hatten, durch Pflasterung gegen die Gewalt und Zerstörungswut der Regenwässer geschützt waren; für die vorzügliche Ordnung und Verwaltung des Gartens, aber auch für die Größe der Gefahr, die ihm von dem wilden Element ständig droht, zeugt es, daß man nach jedem heftigeren Regen sofort Arbeiter antraf, die mit Ausbesserung solcher Wegstellen beschäftigt waren. Ein wahres Labyrinth von Abzugskanälen und -kanälchen dient ferner dem Garten als Schutz gegen Wildwassergefahr. Zwei mächtige Exemplare von Ficus elastica erhoben sich am kleinen Teich; das wirre Gerank ihrer Luftwurzeln gestattete nirgends mehr einen Blick auf den ursprünglichen Stamm. — In der Nähe war das Quartier der Baumfarne und der Orchideen. Nach Professor Treub ist Buitenzorg kein besonders geigneter Ort für die Zucht der Orchideen, da diese an eine Trockenzeit gewöhnt sind, die ihnen das Klima Buitenzorgs — wo selbst der regenärmste Monat, der August, eine Regenhöhe von 22,6 cm aufweist,[1]) nicht gewährt. — Im Orchideenquartier blühten zwar zur Zeit meiner Anwesenheit manche wenig auffällige Erdorchideen; von den epiphytischen Orchideen — man zieht hier alle auf gekappten Exemplaren von Plumeria acutifolia — habe ich aber nur zwei in Blüte gesehen. Cattleya labiata mit großen zart rötlich gefärbten Blüten und dann — ich verdanke einem freundlichen malayischen Gartenarbeiter, der mich an einem Morgen eigens dazu heranholte, diesen Genuß — Oncidium papilio. Der Name deutet schon an, daß die Blüte die Form eines Schmetterlings nachahmt; zwar glaube ich nicht, daß die genannte Orchideenart eine besonders berühmte ihres Geschlechts ist, mir aber wird die zierliche Blüte stets als etwas ungeahnt Schönes vor Augen stehen. — Als etwas überaus Herrliches preise ich auch jeden Augenblick, den ich unter den Baumfarnen des Gartens verweilen durfte. Ich bin hier am Morgen gewesen, wenn in den duftigen Fiedern der Farnblätter die Tautropfen glänzten und funkelten; vor dem Hereinbrechen der Dämmerung, bei Grillengezirp und dem aufdringlichen, gleichmäßigen Ruf eines Vogels habe ich hier die volle, herzbeklemmende Melancholie einer Tropenlandschaft ohne Sonnenlicht auf mich wirken lassen; ich habe aber auch bei Vollmondschein eine halbe Stunde in diesem Zaubergarten verträumt. — Nur wenige Schritte vom Farnquartier erhebt sich am Rande eines Abhangs ein kleines Tempelchen, das eine bemerkenswerte Aussicht auf den Garten selbst und den fernen Panggerango gewährt. „Indem wir von dieser Stelle aus unsern Blick nach allen Seiten durch den Garten schweifen lassen, wird uns sofort ein Hauptunterschied zwischen einem botanischen Garten in den Tropen und einem solchen in den gemäßigten Zonen klar, und alle unsere späteren Kreuz- und Querzüge durch den Garten machen uns diesen Unterschied noch deutlicher: Es ist das Überwiegen der holzartigen Gewächse, der Bäume und Sträucher gegenüber den krautartigen Pflanzen, welche letztere in unseren botanischen Gärten die Hauptrolle spielen. Der größte Teil des Buitenzorger Gartens repräsentiert so ein ausgedehntes, überaus artenreiches Arboretum“[2]) sagt Haberlandt, und es entspricht dem, auf was mich auch Herr Professor Treub gerade an dieser Stelle des Gartens bei einem Rundgang aufmerksam machte. Sicher hat Herr Professor Treub recht, wenn er behauptet, daß man nur in den Tropen die wahren Lebensverhältnisse der Pflanzen studieren könne. Welchen Formenreichtum enthüllt die Aussicht von dem erwähnten Tempelchen oder eine Wanderung von einigen Schritten von hier aus. Da haben wir die abenteuerlichen Formen von Pandamus Leram und labyrinthicus in nächster Nähe, hinter uns ließen wir eben das Orchideen- und Farnquartier, in der Tiefe vor uns blüht in kleinen Seen Lotus und biegt sich Papyrus im leichten Windhauch, auch einige Vertreter der Mangrowevegation haben hier ihren Stand. Dort führt eine Brücke aus Bambus nach einer vom Tjiliwong umflossenen Insel, auf der Lianen ein neues Heim bereitet wird; überall um uns erheben sich Riesen des Baumgeschlechts, die in bunter Mannigfaltigkeit die verschiedensten Formen der Verästelung und der Stammbefestigung zeigen. Da sind Bäume, die wie die schöne Leguminose Amherstia nobilis ihre Blätter nach dem Ausdruck des Herrn Professor Treub geradezu in Bündeln „ausschütten“, um die zunächst ganz schlaffen und weichen Laubmassen unter dem Einfluß von Luft und Sonnenlicht sich strecken und festigen zu lassen; eine kurze Wendung führt ins Palmenquartier, wo uns die gewaltigen Exemplare von Ladoicea Seychellarum mit ihren 7 Meter langen und 3 bis 4 Meter breiten Blättern und zwei Exemplare der ganz eigenartigen Ravenala madagascariensis (Baum der Reisenden) vielleicht zunächst ins Auge fallen; auch eine kleine Gruppe von Sukkulenten siedelte man auf steinigem Grunde hier an. — Daß in dem Garten die Pflanzen nach natürlichen

Anmerkung: [1]) Das ist ungefähr die Hälfte der jährlichen Niederschlagsmengen von Danzig.

[2]) Haberlandt a. a. O. pg. S. 59.

Familien angeordnet sind und daß eine vorzügliche Etikettierung durchgeführt ist, erwähnte ich noch nicht, ist aber ein ganz hervorragender Vorzug des Gartens; selbst der Laie wird in ihm an der Hand des von der Gartenverwaltung herausgegebenen Planes sich bequem zurechtfinden können.

Gern führte ich noch den freundlichen Leser bei der Direktorwohnung vorbei nach der Allee eleganter Livistona-Palmen und in das Rosenparterre, das von dauernd blühenden Rosenbüschen umgeben im Hintergrunde ein einfaches Denkmal für den Reorganisator des Gartens Teysmann[1]) trägt; — ich zeigte ihm auch wenigstens im schnellen Vorbeischreiten gern noch einige Exemplare der interessanten Ameisenpflanzen (Myrmecodia tuberosa) und die gewaltigen Rotanglianen dicht am Hause des Direktors, aber das erlaubt der zur Verfügung stehende Raum nicht mehr, ich hoffe aber, daß es mir gelungen ist, zu beweisen, daß dieser Garten in seiner Fülle jedem, der nur lernen will, noch mehr bietet, als er erwartet.

Oft, wenn ich nach den Morgenstudien im Garten diesen durch das Hauptportal am Ende der Kanarienallee verließ und auf den ihm gegenüberliegenden Marktplatz trat, fesselte mich das bunte Bild hier derart, daß ich trotz der Hitze mich auf geraume Zeit in das Gewühl mischte. Unter schattigen Bäumen lag der Viehmarkt; besonders wurden Pferde zum Kauf angeboten; es war eine Freude, die kleinen malayischen Jungen zu beobachten, die dem Käufer die Tiere in verschiedenen Gangarten vorritten und wohl auch, wenn der Handel eine kleine Weile stockte, zur Belustigung der vielen unbeschäftigten und harmlosen Zuschauer Wettrennen improvisierten. Nur gering war meistens der Auftrieb von Rindern; neben den gewaltigen Karabaus, den grauen javanischen Büffeln mit den scharf nach hinten gebogenen Hörnern und dem entsetzlich schläfrigen Gesichtsausdruck, fehlten die zierlichen Zebus nicht. Selten nur sah man Kleinvieh. — Am Rande des Platzes waren chinesische und malayische Bartscherer in emsiger Tätigkeit; vor Notenständern ähnlichen tragbaren Gestellen hockten Verkäufer der verschiedensten Limonaden und süßen Leckerbissen, ihr Geschäft ging, wie ich beobachten konnte, meistens recht lebhaft. — Unbeschreiblich ist der Geruch, der auf dem eigentlichen Marktplatz herrscht; der Grundton wird hervorgebracht durch die großen Mengen zum Verkauf gestellter getrockneter, halbverfaulter oft ganz kleiner Fische. Mit dem Gestank dieser Ware mischt sich ein Geruch, der von einer großen Anzahl von kleinen öffentlichen Küchen ausgeht, in denen Malayen oder Chinesen Bananen über schwachem Feuer rösten, oder Fische und auf Holzstäbchen gesteckte Fleischstückchen in Oel braten. Noch war zwar nicht ihre richtige Zeit — aber hin und wieder habe ich doch auch den intensiven Geruch der Frucht von Durio zybethinus wahrgenommen. Wenn wir nun noch betonen, daß die erwähnten Limonaden alle stark duften, und daß als sehr gangbare Marktware überall zehn verschiedene Sorten von losen Blumen wie Rosen, Tuberosen ꝛc., die die malayischen Frauen unter Zusatz von Zibet zur Fabrikation von Riechwasser verwenden, feilgeboten wurden, — so wird man sich vorstellen können, was dem Marktbesucher in Bezug auf seine Geruchsnerven zugemutet wurde. — Besonders lebhaft war das Gedränge immer in einer nur an Markttagen geöffneten, gedeckten Halle mit den verschiedensten Verkaufsstellen. Viel europäische Schundware für die malayischen Schönen wurde hier ausgeboten, doch befanden sich hier auch viele Schneiderwerkstätten, in denen in unglaublich kurzer Zeit mit der Handnähmaschine bestellte Hosen und Jacken ad hoc angefertigt wurden. — Einer der Hauptzufuhrwege für den Markt führte die schon wiederholt genannte Poststraße entlang und auf Tjikömöh, wo der Kulturgarten liegt, zu. — Wenn ich an den späteren Tagen meines Aufenthalts in Buitenzorg am frühen Morgen nach Tjikömöh wanderte, war der Weg ganz außerordentlich belebt. Da kamen trippelnden, fast laufenden Schrittes Leute, die über den Kopf gelegt mehrere Meter lange und ein bis zwei Meter breite Matten aus Bambusgeflecht trugen. Diese Matten bilden die Wände der Eingeborenenhütten. Anderen lagen im Querschnitt dreieckige Gestelle auf dem Haupt, an denen Atapp, das sind die großen, längs der Hauptrippe zusammengelegten Blätter der stammlosen Nipapalme, die zum Herstellen der Dächer dienen, befestigt waren. Die eigentlichen Marktwaren, Bananenbündel, Früchte, Gemüse u. s. w., wurden von den Männern stets an den Enden von über die Schulter gelegten Bambusstäben getragen; selbst kleine Jungen trugen ihren Vätern in dieser Weise leichte Lasten nach und immer in jenem trippelnden aber dabei nicht unschönen Gang. Geht der Malaye ohne Last, so ist sein Schritt frei und federnd und verrät verhaltene Kraft.

In den Kulturgarten führte mich, wie in den botanischen, Herr Professor Treub selbst ein; er wies mich dann an den liebenswürdigen Dr. Tromp de Haas, dem ich es besonders verdanke,

---

Anmerkung: [1]) Begründer des Gartens ist der deutsche Chemiker und Botaniker C. G. L. Reinwardt.

wenn der Aufenthalt im Culturtuin fruchtbringend für mich wurde. Von der allgemeinen Uebersicht über tropische Kulturen, die ich bei diesen Besuchen erlangte, kann ich an dieser Stelle natürlich nichts berichten; es sei aber gestattet, die eine oder andere kurze Notiz von weiterem Interesse zu bringen. Der Garten ist von einem breiten, geraden, sauber gepflasterten Weg durchzogen, der bis zu dem von schmucken Gartenanlagen umgebenen Laboratorium sich hinzieht und dann in Versuchsreisfelder ausläuft. Welchen hohen Ansprüchen auch dieses Laboratorium genügen kann, beweist allein der Umstand, daß es eine eigene kleine Leuchtgasfabrik besitzt. — Das Terrain des Gartens ist in Quadrate und Rechtecke eingeteilt, die bisweilen fast die Größe eines Hektars haben und je der Kultur einer bestimmten Pflanze dienen. Da der Garten eben ist, sind hier die zahlreichen Abzugskanäle für die Regenwässer, die dem Besucher des botanischen Gartens auffallen, nicht nötig. Indessen wurde ich auf einen Umstand aufmerksam gemacht, der ein Beweis für die Gewalt der tropischen Regengüsse ist. Für die Kultur ist es vielfach gut, wenn die Grasnarbe auf dem Boden beseitigt wird; ist das aber geschehen und nicht durch Erhaltung von Rasenstreifen (Rainen) oder durch kleine, niedere Zäune für einen Schutz gegen die Abschwemmung der guten Erde gesorgt, so verarmt der Boden selbst auf ebenen Flächen in kürzester Frist. — Auffallend ist, daß auch der Kulturgarten durchaus den Eindruck eines Waldes macht. Das kommt einmal daher, daß eine Anzahl wichtiger tropischer Kulturpflanzen, wie vor allem die Kautschuk-, Guttapercha-, Gummilieferanten und die Palmen wirklich hohe Bäume sind, daß dann aber eine ganze Reihe anderer Pflanzen des Schutzes vor den hier allzu wirksamen Sonnenstrahlen bedarf. Als Schattenbäume dienten im Culturtuin noch hauptsächlich Albizzien (Albizzia moluccana). Dieser Baum aus dem Geschlecht der Leguminosen zeigt ein gewaltiges Wachstum, Stämme im Alter von ca. 40 Jahren machen nach europäischen Begriffen den Eindruck von mehr als hundertjährigen Bäumen, daher verliert man über ihn bald die Herrschaft. Da er ferner sehr weiches Holz hat und kleine Wunden am Stamme sehr stark von Insekten angegriffen werden, so bricht er schon in frühem Alter oft bei Sturm zusammen und vernichtet die in seinem Schatten gediehenen Kulturen. Man macht jetzt mit anderen Schattenbäumen Versuche, wie mit anmutigen Caesalpinia-Arten und Hevea brasiliensis, der Stammpflanze des sogenannten Para-Kautschuks. — Die machtvolle Fülle und Frische des Wachstums, wie sie das Tropenklima zeitigt, zu beobachten, war der Culturtuin der richtige Ort. Ich sah hier einen vor wenig Wochen geringelten Baum, der oberhalb des Ringelschnittes eine Unzahl von Wurzeln entwickelt hatte; eine derselben erreichte bereits die Dicke eines Fingers und strebte unter der alten Rinde machtvoll in die Erde. Zweijährige Maghagonibäumchen hatten eine Höhe von 4½ Meter, dreijährige Exemplare von Swietenia macrophylla sind 5—6 Meter hoch.[1]) An einer Eucalhyptus alba mit ganz weißer Rinde beobachtete ich, daß dieser Rindenschutz nur papierdünn war, ein leiser Druck mit dem Nagel genügte, um die grüne Wachstumsschicht freizulegen. — Der Neuling empfand im Kulturgarten das größte Vergnügen daran; den zarten Duft der Kaffeeblüten einzuatmen und die schönen roten Beeren mit den beiden Samen von den Stämmchen zu pflücken; sich selbst eine Probe Kautschuk abzuzapfen; die zarten aber starken Fasern einer Ramiepflanze zu untersuchen oder durch leichtes Anschlagen und Brennen eines Stammes den Ausfluß von duftigem Perubalsam zu veranlassen. — Natürlich war in dem Garten der Kaffeekultur besondere Aufmerksamkeit geschenkt und mancherlei wurde mir von Dr. Tromp de Haas darüber erzählt. Mau hatte Versuche gemacht, Zweige von Javakaffee auf Liberiastämme zu pfropfen; alle Versuche waren gescheitert, sobald man irgend einen Stoff zum Verkleben der Wunden benutzte. Da steckte endlich ein Pflanzer, verdrießlich über viel umsonst verwendete Mühe, ein Pfropfreis, ohne einen Verband anzulegen, in eine frische Wunde — ein übergestülptes Reagensglas bildete den einzigen Schutz — und siehe, diese rohe Art führte zum Ziel. — Jetzt legt man wohl auch Keimpflänzchen von Liberia- und Javakaffee, nachdem man ihnen Wunden beigebracht hat, mit denselben aufeinander und läßt sie zusammenwachsen; später entfernt man dann je nach der Richtung des Versuches, die Wurzel des Liberia- und die Knospe des Javakeimlings — oder umgekehrt. — Interessant waren Kaffeebüsche mit liegenden Zweigen, die dadurch entstanden waren, daß man Seiten- und nicht Gipfelzweige als Pfropfreiser benutzt hatte. — Wenn ich vom Kulturgarten nach dem Hotel zurückkehrte, versäumte ich nie, einen kleinen Abstecher nach der Waringin-Allee zu machen, die in einer Länge von etwa 300 Schritt von der Poststraße zur Rückseite des Gouverneurpalastes führt. Die Bäume (Ficus Benjamina) stehen in zwei sehr weit von einander entfernten Reihen und

Anmerkung: [1]) Haberlandt a. a. O. S. 115.

doch bilden sie einen vollkommen überdeckten Laubgang. Die freie Durchsicht am Ende der Allee erscheint nicht wie bei unseren europäischen Anlagen dieser Art als ein hochgewölbter Spitzbogen, sondern als ein regelmäßiges Rechteck von sehr geringer Höhe. Das kommt daher, weil die Bäume schon kurz über dem Boden wagerecht wachsende Aeste absenden. Von diesen gehen Wurzeln in den Boden, die oft stammdick sind und die Aeste stützen. Vielfach ist bei den Bäumen der Hauptstamm schon verfault und nur das übriggebliebene Astgewirr schwebt auf den Luftwurzeln. Unzählige fadendünne Wurzeln, die schon abtrocknen, ehe sie den Boden erreichen, hängen von den Aesten herab. Auch fällt auf, daß die Aeste nur dünn sind, wo sie vom Hauptstamm abgehen und erst dick werden, wo die erste Luftwurzel sie stützt. Unentwirrbar aber ist die Masse der Baumwurzeln, die wie Leiber gewaltiger Schlangen sich über dem Boden in wahren Knäueln aufbauen. Nach den Seiten ist die Allee von einem mehrere Hektar großen Rasenplatz umgeben, auf dem Dammhirsche zu Hunderten friedlich äsen. Das Landschaftsbild mit dem langgestreckten, ganz weiß gehaltenen Palast als Hintergrund gehört zu den Eindrücken, die ganz besonders in meinem Erinnerungsvermögen haften. —

Zweimal machte ich von Buitenzorg aus einen Tagesbesuch in Batavia. Diese Exkursionen waren recht anstrengend. Mit einem Frühzug fuhr ich beide Male in Begleitung eines jungen deutschen Kaufmanns, Herrn K., und des Dr. P., der im Auftrage des Kolonialwirtschaftlichen Komitees in Buitenzorg weilte, nach der Hauptstadt von Niederländisch-Indien. Trotzdem ich mir in Batavia jede Bequemlichkeit gönnte und selbst ganz kurze Wegstrecken im Sado zurücklegte, litt ich stets sehr unter dem klimatischen Unterschied zwischen Batavia und Buitenzorg.[1]) Zu meinem Bedauern gewann ich über die ethnographischen Schätze, die im Batavischen Museum aufgehäuft sind, nur einen flüchtigen Ueberblick. Das Museum liegt an dem kahlen, gewaltigen Königsplatz, der in seinen Dimensionen zu der Stadt garnicht passen will und in seiner Verödung einen fast unheimlichen Eindruck macht. Es würden Tage und Tage dazu gehören, um die in guter Ordnung aufgestellten Sammlungen des Museums nach ihrer Bedeutung zu würdigen. Sehr leid tat es mir auch, daß mir meine Zeit nicht erlaubte, das alte Batavia mit seinen den holländischen Grachten nachgebildeten Kanälen eingehender zu besichtigen. Der moderne Kulturmensch mit der ihm eigentlich schon angeborenen Bakterienfurcht steht dieser Stadtanlage wie einem Wunder menschlicher Unvernunft gegenüber und fühlt, wenn er länger am Ufer der Kanäle sich aufhält, in deren dunklem Wasser Eingeborene baden und waschen, langsam schon Fieber durch seine Adern schleichen. Die neueren Stadtteile Batavias mit ihren schmucken Villenstraßen und dem regen Verkehr machen einen durchaus großstädtischen Eindruck. Der größte Teil der Zeit, die ich in Batavia zubrachte, wurde der Besichtigung einiger Fabriken gewidmet; die Erlaubnis zum Eintritt verdanke ich der Verwendung des Herrn Dr. P. Wir besuchten zunächst eine große Dammaraharz-Sortiererei. Das Rohmaterial stammte hauptsächlich aus Sumatra und Borneo. Ueber hundert malayische Frauen und Mädchen waren beschäftigt durch Sieben die größeren Stücke Harz von den kleineren zu sondern. Bei den größeren Stücken fand dann auch noch eine Auswahl nach der Farbe statt. Fünf Qualitäten wurden im ganzen unterschieden; eine sechste bestand aus den zu feinem Pulver zerriebenen Abfallstücken. Der Stoff wurde in gut gearbeiteten Kisten verpackt. Interessant war es mir, daß die Fabrik nie einen Abschluß über den Verkauf einer einzigen Qualität macht, der Käufer wird stets mit bestimmten Prozentsätzen von allen Qualitäten bedient. — Der Fabrik gegenüber lag eine große aus Bambusgeflecht hergestellte Hütte. Es war eine Opiumspelunke. Gern hätten wir einen Blick hineingeworfen, doch verweigerte man uns bestimmt den Eintritt. Die holländische Regierung gestattet sehr verständiger Weise einen Opiumverkauf an Europäer und Eingeborene nicht; nur den Chinesen ist es nicht direkt verboten, dem Laster des Opiumrauchens zu frönen. — Sehr lebhaft ging es in einem arabischen Kaffeespeditionsgeschäft, das wir aufsuchten, zu. Zuletzt führte mich Herr Dr. P. noch nach einer von Chinesen geleiteten Arrakfabrik. Der kleine Schluck Arrak, den ich hier als Probe aus einem großen Faß erhielt, hatte wundervollen Duft und Geschmack. Herr Dr. P. erkundete, daß das besonders feine Aroma des Batavia-arraks wohl auf einer Verwendung des Palmzuckers, der Lieferant ist die Arengpalme (Arenga saccharifera), neben Reis bei seiner Herstellung und vielleicht auch auf einem eigenartigen Fermentationsprozeß beruht. — Lehrreich waren für mich der Besuch einer Anzahl offener chinesischer Geschäfte, und die paar Stunden, die ich bei Herrn K., dem Leiter der Filiale einer

---

Anmerkung: [1]) Auf die Schärfe dieses Unterschiedes z. B. auch in den Regenmengen weist Hann besonders hin. — D. S. Hann. Handbuch der Klimatologie. Stuttgart. Verlag von J. Engelmann 1883. S. 183.

größeren holländischen Firma zubrachte. Mit Genuß erinnere ich mich noch der großen Erfrischung, die mir bei Herrn K. eine Flasche Frankfurter Apfelwein gewährte. Der Wein stand bereits ein Jahr in dem Geschäft und zwar ohne irgendwie gegen die Hitze geschützt zu sein, trotzdem war er vollkommen gut.

Am 1. September um 6 Uhr morgens erschien vor meinem Hotel Bellevue in Buitenzorg ein Sado, das mit drei munteren Pferdchen bespannt war und mich zunächst nach Sindanglaja bringen sollte, von wo aus ich dem zum Buitenzorger botanischen Institut gehörenden Berggarten Tjibodas aufsuchen wollte. Zu meiner großen Verwunderung kam trotz der frühen Stunde mein deutscher Hotelwirt heran, um mir Adieu zu sagen; ja, er hatte sogar, ohne meine Bitte abzuwarten, das Packen eines Fouragekorbes für mich angeordnet. Das hat mich etwas mit dem Mann versöhnt, wie ich denn überhaupt bekennen muß, daß er sein Hotel in Ordnung und die „Jongens" in guter Zucht hielt. — Zunächst ging es eine halbe Stunde in munterem Galopp auf ebenem, mir noch bekannten Wege vorwärts; anfangs durch das chinesische Kamp, dann durch Kampongs, zwischen denen hin und wieder in großem wohlgepflegten Garten eine Holländervilla lag. Der Weg war belebt von Kindern, die zur Schule eilten. Wir passierten eine ganze Anzahl der Java eigentümlichen Wachthütten. Am Eingange hingen 1 bis 1½ Meter lange ausgehöhlte Holzstämme, denen man oft ansah, daß ihnen ein hohes Alter zukam. Diese Stämme werden in der Nacht von den Wächtern angeschlagen; es dient das zu ihrer Kontrolle und auch wohl zu ihrer gegenseitigen Ermunterung. Nirgends fehlte in den Hütten die schreckliche mit Widerhaken versehene Gabel, die in Gebrauch tritt, wenn es gilt, einen Amokläufer unschädlich zu machen. — Nach einiger Zeit begann der Weg zu steigen, und vor mein Sado wurde noch ein kräftiges Schimmelpony gespannt. Trotzdem dem der Kutscher neben dem Wagen herging, mein Gepäck höchstens ein Gewicht von 20 Kilogramm hatte und der Weg gut war, keuchten die Tiere nur mühsam im Schritt vorwärts. Lange vermochte ich das nicht mitanzusehen und wanderte daher weite Strecken zu Fuß neben dem Wagen. Leider konnte ich mich mit meinem Kutscher garnicht verständigen; der große Betelkloß, den er dauernd im Munde trug, machte seine Sprache zu einem unartikulierten Stammeln. — Sehr fiel mir auf, daß die Pferde fast garnicht von Insekten gepeinigt wurden; ich beobachtete diesen Umstand auch bei späteren Wagenfahrten. — Landschaftlich war der Weg überaus schön, wären nicht die hohen, anmutigen Baumfarne gewesen und hätte nicht dichtes Geschling von Lianen jeden Schritt vom Wege und jeden Blick in den Wald hinein verhindert, man hätte glauben können in einem europäischen Gebirge zu reisen. Mit 1500 Metern, also nach einem Aufstieg von etwas über 1200 Metern von Buitenzorg aus gerechnet war die Paßhöhe des Puntjak erreicht; von hier geht es in einen Talkessel, in dem der Luftkurort Sindanglaja nur noch in 1085 Meter Höhe liegt, hinab. Die Paßhöhe bildet die Grenze zwischen den Residenzschaften Batavia und Preanger, speziell zwischen Batavia und der Landschaft Tjandjur. An der Grenze, die übrigens an dieser Stelle durch einen zierlichen Bambuszaun bezeichnet war, stand ein einfaches javanisches Gasthaus. Mir wurde, ohne daß ich eine Bestellung aufgegeben hätte, in einen kleinen Aussichtskiosk eine Portion Tee gestellt. Da die Pferde hier etwas verschnaufen sollten, das Vorspannpony abgelohnt werden mußte, die Hitze groß und der Stuhl im Kiosk bequem war, beschloß ich etwas zu ruhen und mich an der schönen Aussicht auf den den Talkessel von Sindanglaja gewaltig überragenden Vulkan Gedeh zu erfreuen. Eine große Katze drängte sich grüßend an mich heran und legte sich dann mit lang ausgestreckten Hinterbeinen — mit eingezogenen Beinen habe ich auf Java nie eine Katze liegen sehen — neben mich in die Sonne. Sehr charakteristisch für die Landschaft sind die die Straße begleitenden Kapokbäume. In der Jahreszeit, in der ich sie sah, waren sie fast blattlos, nur Früchte hingen an ihren wagerecht stehenden Aesten. Die Art der Verzweigung erlaubt es, die Bäume als Telegraphenstangen zu benutzen. Natürlich waren auch überall Sawahs d. h. Reisfelder zu sehen, doch berichte ich über dieses wichtigste Landschaftselement an anderer Stelle ausführlich im Zusammenhang. — Nach einer halben Stunde ging es im schnellsten Tempo bergab auf Sindanglaja zu; ungefähr zur Mittagszeit hielt mein Gefährt vor dem Etablissement.

Es handelt sich hier um eine ganze Gruppe von Gebäuden, denn früher war Sindanglaja eine vielbesuchte Gesundheitsstation; jetzt ist es als solche aufgegeben, und so fand ich denn auch das Hotel fast leer von Gästen; ein liebenswürdiger deutscher Maler, Herr Fleischer, der neben seinen künstlerischen Studien die Abfassung eines ausführlichen Werkes über die Laubmoose im malayischen Archipel betrieb, der Stationsarzt Herr Dr. Krch, ein Tscheche von Geburt, und ein französischer

Maler waren meine einzigen Genossen. Mit Herrn F. verlebte ich hier und in Tjibodas fünf schöne Tage; dafür, daß er einen Teil seiner kostbaren Zeit mir widmete, werde ich ihm immer dankbar sein. — Die mehr als siebenstündige Fahrt von Buitenzorg bis Sindanglaja an dem heißen Tage hatte mich recht angestrengt, so war mir ein ruhiger Nachmittag auf der geräumigen Hotelveranda ganz angenehm. Das Gebäude, in dem ich wohnte, war zweistöckig, und ich hatte im oberen Stock Quartier gefunden. Vor mir erhob sich ein gewaltiger, kleinblättriger Gummibaum, der ganz mit blau und violett blühenden Lianen durchwuchert war, an einzelnen Stellen drängten sich aus der dunklen Laubkrone des Baumes ganze Haufen dünner Lianenaeste hervor und fielen dann sich ausbreitend wie ein Schleier herab. Es fing an zu regnen, nachdem schon vorher dicke graue Nebelmassen die Berge ringsumher eingehüllt hatten; es war kein tropischer Regen, sondern trüber allgemeiner Landregen wie bei uns. Nicht mit hellem scharfen Klang, wie ich es jetzt schon zu hören gewöhnt war, schlugen die Tropfen auf die Blätter, sondern man vernahm gleichmäßiges, einschläferndes Rauschen. Kaum ein Vogel ließ sich blicken; von fern hallte der weiche Ton eines Holzinstruments, auf dem ein Eingeborener eine eintönige Weise spielte. Wohl grollte dauernd Donner, doch Blitze waren kaum zu sehen; ich war recht erfreut, als mich Herr F. aus der Melancholie des Augenblicks erlöste, um mich nach seinem Atelier zu führen, das er in einem kleinen abgelegenen Häuschen aufgeschlagen hatte. Ich sah hier eine große Anzahl schöner und charakteristischer Landschaftsskizzen. Ich möchte es jedem Naturforscher gönnen, daß ihm Gelegenheit geboten wird, was er mit nüchternem Sinn geschaut hat, später mit dem Auge des Künstlers zu sehen; ich hatte einen hohen Genuß von der Betrachtung der Skizzen. — Schöne Spaziergänge bot die Umgegend von Sindanglaja. Wir besuchten das reizend gelegene Tjipanas, ein Lustschloß des Gouverneurs von Niederländisch-Indien, und machten durch die schweigende Landschaft einen Mondscheinspaziergang. Zwar war die Zeit des ersten Viertels nur kaum vorbei, doch war die Helligkeit mindestens so stark wie in der Heimat bei Vollmond. — An einem Nachmittag folgten wir einer Einladung unseres Hotelwirts zum Besuch seiner Teeplantage. Die einstündige, nur wenig aufwärts führende Fahrt ging durch dichtgedrängte Kampongs. Die Schönheit der javanischen Mädchen, die wir unterwegs trafen, fiel auf. Der Teegarten erstreckte sich an einem Abhang des Gedeh hin und gestattete über die ganz niedrig gehaltenen, dunkellaubigen Teesträucher fort überraschende Ausblicke in die Landschaft. Der Garten lag ganz einsam da, da in den Mittagsstunden keine Blätter gepflückt werden. Die Fabrikanlage war mit ganz neuen Maschinen englischen Fabrikats versehen; wir besichtigten mit Interesse die Teequetschen, den Trockenapparat und den Schüttelapparat für die zu packenden Exportteekisten und wurden schließlich mit einer Tasse ganz frisch hergestellten und frisch aufgegossenen Tees bewirtet, die nach der Anstrengung wunderbar erquicklich und übrigens auch sehr wohlschmeckend war.

Am 3. September ging ich in Begleitung des Herrn Fleischer zum Berggarten von Tjibodas hinauf. Leider setzten wir uns erst um 8 Uhr morgens in Marsch. Der Weg führt zwei Stunden in der Sonne über steiniges Terrain aufwärts und bietet schöne Rückblicke in den Talkessel von Sindanglaja. Ueberall wucherten zwischen den Steinblöcken reich blühende Lantana-Sträucher, gute Bekannte aus unseren heimischen Gärten. Der Anstieg erschöpfte meine Kräfte vollkommen, so daß ich nur wenig Sinn für die Schönheit der ersten schlank und kraftvoll emporstrebenden Rasamalah-Stämme (Liquidambar Altingiana) hatte, selbst die Araukarienallee, die die Nähe des Stationshäuschens verkündete, sah ich nur wie im Traum; ich bedurfte dringend der Erfrischung. Im Stationshäuschen wurde mir sofort dank der vorsorgenden Güte des Herrn Professor Treub ein Zimmer angewiesen. Nachdem ich die von starkem Schweiß vollständig durchnäßten Kleider gewechselt und eine Tasse Tee getrunken hatte, fühlte ich mich wieder frisch genug, um neue Eindrücke auf mich einwirken zu lassen. Das Stationshäuschen ist ein ganz weiß gehaltenes einstöckiges Holzhaus; von der Veranda aus sieht man über kurz geschorenen Rasen hinweg zunächst vor sich zwei merkwürdige australische Grasbäume (Xanthorrhoea), dann schweift der Blick in weite Fernen. Unmittelbar hinter dem Häuschen erhebt sich massig und wild, scheinbar jeden Eintritt verwehrend der Urwald. Das Stationshaus ist durch einen Korridor in zwei Teile zerlegt; an die Veranda schließt sich ein kleines freundliches Lesezimmer, dann folgt ein großes luftiges Laboratorium; diesen beiden Räumen gegenüber liegen vier einfach aber bequem eingerichtete Schlafzimmer; ein gemütliches, die ganze Breite des Hauses einnehmendes Speisezimmer macht den Abschluß. Nicht weit vom Stationshaus wohnt der gefällige Gärtner, der für geringes Entgeld die Bespeisung der Gäste übernimmt. Das Klima des nicht ganz 1500 Meter hoch liegenden Tjibodas ist erfrischend für den, der aus tiefer

gelegenen Landschaften der Insel kommt, und gesund bei dauerndem Aufenthalt. Den Abend nahm man mit Behagen erwärmendes Getränk zu sich, und in der Nacht wollten die Bettdecken nicht genügenden Schutz gegen die Kälte gewähren. Auf den Spaziergängen im Garten pflückte man hier angepflanzte Erdbeeren, die wohl enwickelte Früchte, aber so gut wie gar kein Aroma hatten; man sah auch heimische Obstbäume, die kränkelnd die winterliche Ruhezeit vermißten, aber doch versuchten, ohne diese den Früchten des Herbstes sofort die Frühlingsblumen folgen zu lassen. — Natürlich waren für mich die Wanderungen im Urwald von Tjibodas der Hauptzweck für den Besuch dieses Punktes. Den Urwald zu schildern vermag ich nicht, dazu war auch mein Aufenthalt in seinem Schatten und im Bann seiner alles Denken überschreitenden Wachstums- und Gestaltungskraft zu kurz. Unten auf dem Boden Laubmoose, die Phanerogamen beschatteten; auf den Blättern der Bäume ganze Gärten von zierlichen Gewächsen. Das Gewirr der Lianen und epiphitischen Pflanzen, unter denen besonders auffallend der große Vogelnestfarn (Asplenium nidus) mit seinen fast ganzrandigen Blättern war, das alles verwirrte die Sinne. Bequem genug ist sonst dem Forscher das Studium im Urwald von Tjibodas gemacht, denn mühsam freigehaltene Pfade führen ihn bald zu sehenswerten Bäumen, bald zu anderen bemerkenswerten Waldstellen. Hier angebrachte Nummern verweisen ihn auf den im Stationshaus ausliegenden großen Plan und vollständigen Katalog. Meine längste Urwaldwanderung führte mich an einem Vormittag in der Zeit von 6 bis 12 Uhr zu den Wasserfällen von Tjibeureum. Ein alter malayischer Führer, der auf schwankem Bambusstab über der Schulter den Frühstückskorb trug, begleitete mich. Verständigung mit Worten war schwer, doch Zeichen und Gebärden meines Führers waren so ausdrucksvoll, daß ein Mißverständnis nie aufkam. Ermüdend war die Wanderung besonders am Morgen, wo zwischen den Bäumen alles von Nässe triefte und einige Morgennebelfetzen sich noch nicht vom Walde losgelöst hatten. Da die Fälle 150 Meter höher liegen als Tjibodas war eine nicht unbedeutende Steigung zu überwinden, auch konnte ich nicht dem Wunsche widerstehen, später noch hinter den Fällen im Walde etwas vorzudringen. Von Tierleben war wenig zu bemerken, doch hörte ich häufig Affen, und sah auch einmal dank der lebhaften Zeichen meines Führers dunkle Leiber mit langausgreifenden Armen hoch oben durch die Kronen der Bäume fliegen. Die Fälle, drei an der Zahl, stürzen aus einer Höhe von 80—100 Meter über eine pflanzenüberwucherte Felswand hinab, unten zerstäubt das Wasser auf grobem nackten Steingeröll oder verschwindet im Zweiggewirr niederen Buschwerks. Die Stärke der Verdunstung erzeugt in der Nähe der Fälle eine empfindliche Kühle; so weit spritzendes Wasser reicht, sind die Aeste und Blätter der Pflanzen mit vielfarbigem aber meist braunem Sinter überzogen. Stumm versenkt man sich in den Anblick des erhabenen Schauspiels, bis ein starkes Frösteln des Körpers und die bescheiden im Interesse des Fremden gegebene Mahnung des Führers zum ungern erfolgenden Aufbruch mahnt. — Ich machte dann noch einen Abstecher nach einer Felsgrotte, deren Boden von einem See bedeckt war, wunderbar zierlich war die Girlande von Farnen, die den Eingang der Grotte umrahmte.

Eine angenehme Wagenfahrt führte mich am 6. September in der Frühe von Sindanglaja nach der Bahnstation Tjandjur. Ich hatte unterwegs Gelegenheit zu beobachten wie geschickt die Eingeborenen beim Wegebau das von den Reisfeldern abfließende Wasser zur Bewegung größerer Erdmassen zu benutzen verstanden. — In bestimmten Abständen waren über den Wegen bedachte, aber an den Seiten ganz offene Tore errichtet; unter denselben hatten stets einige Kleinhändler für Verkauf von Früchten und Limonaden ihr Lager aufgeschlagen. Nicht selten war eine ganze Anzahl Eingeborener an solchen Stellen versammelt. Bei einem Glas Limonade schienen sie die Tagesereignisse zu besprechen und auf der belebten Straße auf neue Nachrichten zu warten. — Der Bahnhof in Tjandjur ist ziemlich groß und hell und luftig gebaut. Verschwendung habe ich bei den Bahnhofsgebäuden auf Java nirgends beobachtet; praktisch und bequem scheinen sie aber alle eingerichtet zu sein. Die Hauptbahn auf Java führt von Batavia nach Surabaya. Da man, um Kosten zu vermeiden, Nachtzüge nicht gehen läßt, hat man die Sache so eingerichtet, daß täglich morgens 6 Uhr von Batavia wie wie von Surabaya je ein Zug abgeht; beide Züge treffen etwa um 6 Uhr abends in der Station Maos ein. Hier hat die Regierung ein großes Hotel erbaut und verpachtet; alle Reisenden beider Züge müssen in Maos übernachten. Ich hatte vor am 6. September bis Maos zu fahren, um am nächsten Tage noch eine Stunde Fahrt weiter auf Surabaya zu in einer Zuckerfabrik einen Besuch zu machen, um dann noch einen längeren Aufenthalt in Garoet zu nehmen. Ich fuhr zweiter Klasse. Die Wagen zeigen, was sehr erfreulich ist, keine gepolsterten, sondern strohgeflochtene Sitze. Die Plätze für die Fahrgäste sind meist nur an der Langseite der Wagen ange-

bracht, so daß in der Mitte ein Raum zu freier Bewegung übrig bleibt. Die Fenster kann man ganz öffnen oder mit Rolläden schließen, wenn lebhafter Luftzug gewünscht wird. Trotz aller Vorrichtungen, die sonst noch getroffen sind, um die Hitze in den Wagen zu mildern, sind längere Eisenbahnfahrten natürlich stets überaus anstrengend. Als besonders unangenehm empfand ich es, daß aus dem Schornstein der Lokomotive mit dem Rauch kleine Kohlenstückchen geschleudert wurden, die in die Augen drangen und eine sehr empfindliche Entzündung erzeugten. Ungefähr um 12 Uhr mittags wurde dem Reisenden in Maos im verschlossenen Korb auf Bestellung ein warmes Essen in die Wagenabteilung gereicht; lukullisch war das Mahl nicht aber durchaus zweckentsprechend. Ich hielt mich auf den Fahrten vor allem an den Genuß von Obst, das reichlich von Eingebornen in sauberen Körbchen und für geringen Preis überall angeboten wurde. Von den Früchten sind die Bananen unserem Obst nicht zu vergleichen, da sie einen sehr hohen Nährwert haben. Mir waren sie in allen ihren unzähligen Abarten stets eine sehr angenehme Speise. Zur Erfrischung auf der Eisenbahn genoß ich schon allein der bequemen Zubereitung wegen besonders gern die Pompelmuse (Citrus decumana). Es handelt sich dabei um eine kopfgroße Frucht, die sich genau wie eine Apfelsine zerlegen läßt, und zwar nicht so fein wie diese, aber immerhin erfrischend genug schmeckt. Für die Sapodillafrucht (Achras Sapota) konnte ich mich nicht erwärmen, dagegen versäumte ich nie, wenn ich Gelegenheit dazu hatte, mich an einem Stück von der Frucht des Melonenbaums (Carica Papaya) zu ergötzen; allerdings nahm man hier einen unangenehmen Beigeschmack nach Terpentin in Kauf, verspürte dafür aber eine wohltätige Wirkung der Frucht auf den ganzen inneren Organismus. Uebrigens bemerke ich, daß mein Aufenthalt in Java in eine für Früchte ungünstige Zeit fiel. — Es gab auch mancherlei Süßigkeiten, zu denen ich aber kein Vertrauen hatte, und in Stücke von Bananenblättern eingewickelte Häufchen von gekochtem süßen Reis an den Haltestellen zu kaufen.

Der Bahnbau selbst entbehrt an vielen Stellen der Kühnheit nicht; es fällt auf, daß Terrainschwierigkeiten meistens mit Hilfe von gewaltigen Kurven überwunden werden, doch fehlen Tunnels nicht ganz. — Was an Landschaftsbildern an einem solchen Tag aufzunehmen ist, erdrückt fast den Reisenden; so will ich denn von dem, was ich im Fluge geschaut, auch nur eine leichte Skizze entwerfen. Das Hauptelement des Landschaftsbildes sind für weite Strecken die Savahs, — langweilig wurden mir diese nie, doch man freute sich immerhin, wenn ab und zu durch weite Wiesenländer mit weidendem Vieh oder durch die Aussicht auf Kaffee- und Teeplantagen Abwechselung geboten wurde. Entzückend waren die Blicke von manchen Eisenbahnbrücken in feuchte Schluchten hinab, in denen die stammlosen Nipapalmen ihre glänzenden Blätter entfalten. Etwa zwei Stunden vor Maos tritt die Bahn in den Urwald ein; dieser Teil der Fahrt war mir der interessanteste. Schon brach der Abend herein und wunderbar zart und doch scharf hoben sich gegen den Himmel die Schirmkronen von Caesalpinia-Arten und die zierlichen Bambussträuße ab. Auf weiten Flächen, auf denen der Urwald niedergelegt aber noch kein Kulturland geschaffen war, sah man Alang-Alang-Gras mit dem wiederaufstrebenden Wald um Licht und Luft im erbitterten Kampf. Die Bahn näherte sich jetzt mehr der Südküste der Insel, und daß bis hierher die Wirkung der Seewinde reichte, bewiesen die Haine von Kokuspalmen, die anfingen sich als etwas Neues zwischen die gewohnten Landschaftselemente zu mischen. — In Maos wurde rasch nach der Ankunft ein Bad genommen, dann ging es zu Tisch und bald darauf ins Bett unter das Moskitonetz. Die Moskitoplage war hier so groß wie ich sie sonst nirgends gefunden habe. Am nächsten Morgen hieß es schon um 5 Uhr aufstehen, denn um 6 Uhr ging der Zug ab, der mich zu einem deutschen Reisegefährten vom „Prinz Heinrich", dem liebenswürdigen Direktor einer Zuckerfabrik, Herrn W., nach Remboen bringen sollte.

Ich fand in Remboen freundlichste Aufnahme und dank dem Entgegenkommen meines gütigen Wirtes Gelegenheit in den dreißig Stunden, die ich dort weilte, mancherlei neues zu sehen und zu lernen. Die Fabrik war mit guten europäischen Maschinen versehen; eine Beschreibung kann ich mir hier also sparen. Sehr gefiel es mir, wie die Manduren, das sind die Aufseher von zehn bis zwanzig Arbeitern, an den Direktor herankamen, während er mit mir die Fabrik durchschritt, und ihm mit militärischer Kürze Meldungen über den Stand der Arbeit machten; dieselbe Zucht herrschte auch bei den im Freien beschäftigten Leuten. — Als Brennmaterial wurden die ausgepreßten Zuckerrohrstangen benutzt, nachdem sie im Heiz- und Kesselraum einen Trockenprozeß durchgemacht hatten; daneben verwandte man vor allem Kokusnußschalen- und fasern, die oft auch in nur ganz kleinen Mengen von Kindern herbeigebracht und von einem eigens für diesen Zweck bestellten Malayen für geringes Entgeld gekauft wurden. — Feldbahnen führten in einzelnen Richtungen nach Zuckerrohr-

feldern, auf denen die Ernte bereits in Gang war; für andere Felder hatte man die Fortschaffung des Zuckerrohrs in Akkord gegeben und Eingeborene brachten von hier auf schwerfälligen Karabau-Karren die Ernte zur Fabrik. Auf der Fahrt zu den Feldern erzählte mir mein Wirt von den komplizierten Verhältnissen, unter denen die Zuckerfabriken das für ihre Anlagen nötige Land erhalten. Das Land ist nur Pachtland und geht in dreijährigem Wechsel wieder an den ursprünglichen Besitzer, das ist die niederländisch-indische Regierung, zurück, die es dann am Reisbauer neu verpachtet; die Fabrik muß in der Zwischenzeit für Ersatzland gesorgt haben. Neu war mir auch, daß man die Zuckerrohrstecklinge — Bibbit — die auf den Feldern ausgesetzt werden, wenn möglich aus weiter Ferne herbeiholt, weil sie nur dann gut gedeihen; so ist z. B. für Remboen die Gegend um Garoet die Lieferantin von Bibbit. Groß ist die Einnahme der Javanischen Eisenbahn aus der Beförderung dieses Massengutes. Unsere Fahrt ging auf Wegen entlang, die von schönen Kanarienbäumen beschattet wurden; praktisch, wenn auch für die Reisenden nicht gerade angenehm, war die Art und Weise, in der man den Wegkehricht vernichtete. Man häufte ihn zusammen und verbrannte ihn. Auf den Feldern kamen wir zur Mittagszeit an; ich muß gestehen, daß mir die rechte Frische fehlte, auch das Aussaugen des süßen Saftes eines Stückes Zuckerrohrs gab mir, so angenehm die Erfrischung war, die nötige Kraft nicht wieder, ich war froh, als ich im Wagen saß und die schnelle Bewegung wenigstens einige Kühlung brachte. Ich bewunderte es, wie malayische Frauen es aushielten, auch jetzt in der Mittagszeit auf neugepflanzten Zuckerrohrfeldern umherzugehen, um in Flaschen, für deren Füllung ihnen ein bestimmter Preis gezahlt wird, einen Schädling zu sammeln, der bewirkt, daß das von ihm befallene Zuckerrohr nicht kräftige Stangen sondern statt dessen einen Haufen unbrauchbarer dünner Reiser treibt.

Als ich am 9. September in Garoet, das auf einer Nebenlinie der Bahn Batavia-Surabaya liegt, eintraf, war ich nach den anstrengenden Eisenbahnfahrten der letzten Tagen recht erholungsbedürftig. So war ich denn um so angenehmer berührt von der vorzüglichen Aufnahme, die ich in dem mir empfohlenen Hotel van Horck in Garoet fand. Das Hotel ist im Barackenstyl erbaut; die einzelnen Pavillons liegen in einem sehr gut gehaltenen Garten. Ich erhielt ein Zimmer, das mir von seinem Vorplatz aus den Blick auf eine anmutige Palmengruppe und eine große Volière gewährte; zwei Krontauben (Gura coronata) aus Neu-Guinea zogen besonders die Aufmerksamkeit auf sich; wie starke rhytmische Schläge auf verschieden tönende leere Fässer klang ihr oft wiederholter Ruf. Verpflegung und Gesellschaft im Hotel waren gleich gut. Ich hätte wohl noch Zeit gehabt einen kurzen Abstecher in das östliche Java zu machen, doch da ich lieber weniges gut und vollständig, als vieles flüchtig sehe, beschloß ich den Rest der mir noch zur Verfügung stehenden Zeit in Garoet zu bleiben, — ich habe es nicht zu bedauern gehabt. Spaziergänge in der Nähe von Garoet und größere Ausflüge zu Wagen nach einer Kaffee- und Chinaplantage und nach einzelnen Vulkanen bildeten eine vollkommene Ergänzung zu dem, was ich schon in Java gesehen hatte. — Auf den Spaziergängen waren recht auffallend die kleinen Bestände von Djatibäume (Teakbaum, Tectonia grandis) in der Nähe von Garoet. „Nackt und kahl erheben sich im September die rindenlosen Stämme und ebenso kahl ragt das sparrige Astgewirr in die Luft, an dem kaum hier und da noch ein entfärbtes Blatt oder eine vertrocknete Blütenrispe hängt. Keine Liane schmiegt sich an diese Stämme hinan, kein Pothos, keine Orchideen oder Farne schmarotzen auf ihren Aesten“[1]); so beschreibt Junghuhn die Djatiwälder und in diesem Zustand sah ich die kleineren Bestände von Garoet. Wie ihre „Kronen im März sich wölben“ und „riesenmäßige Blütenrispen“ von angenehmem Geruch entwickeln, das zu schauen war mir verwehrt.

An einem Tage fuhr ich von Garoet im wohlbespannten Hotelwagen nach dem lieblichen See von Bagendit. Auf drei Einbäume wurde hier ein leichtes Häuschen aus Bambusgeflecht, in dessen Mitte ich auf einem Stuhl Platz nahm, gesetzt. Zwei Männer und zwei Weiber kauerten auf der äußersten Spitze der Einbäume nieder und trieben mit leichten Schlägen kurzer, löffelförmiger Ruder das eigentümliche Gefährt über das Wasser, das dicht mit einer prächtigen Wasserrose (Nelumbium speciosum) bedeckt war. Ueberallhin wurde der Blick durch liebliche Landschaftsbilder erfreut. — Durch weite Savahs ging es dann nach Tjipanas[2]), wo ich in einer einfachen Holzhütte in ausgemauertem flachen Bassin, das durch einen warmen Quell gespeist wurde, ein sehr wohl-

Anmerkung: [1]) Junghuhn. Java, seine Gestalt ꝛc. Uebersetzt von Haßkarl, Leipzig. Arnoldische Buchhandlung 1857. Abt. I Ausgabe VI S. 253ff.

[2]) Dieser Name bedeutet „warmes Wasser“ und kehrt oft in Java wieder.

tuendes und stärkendes Bad nahm. Ich ruhte dann etwas im Schatten eines Baumes, in dessen Krone, wie ich es auch schon oft in Buitenzorg gesehen hatte, Körbe für den Nachtaufenthalt von Hühnern angebracht waren; eine an den Stamm gelehnte Holzleiter erleichterte den Tieren den Aufstieg. Während meines Aufenthalts badeten auch meine Pferde, um mich dann im sausenden Galopp ins Hotel zurückzubringen.

Am Morgen des nächsten Tages ließ ich mich bereits um 4 Uhr wecken, da ich einen Ausflug auf den 2400 Meter hohen Vulkan Papandajan machen wollte. Mein „Jonge" brachte mir zeitig eine Tasse guten Kaffee, die ich noch bei Mondscheinbeleuchtung trank; dann kam der Wagen und im schlanken Trab ging es in das unbekannte Dunkel hinaus. Sehr angenehm war es mir, daß ich mich in eine dicke Reisedecke vollständig einwickeln konnte. Der Wagen sprang bei der schnellen Fahrt oft wie toll über die losen Wegsteine; starke Kreuzschmerzen sind nach kurzer Zeit die Folgen. Trotz der Dunkelheit ist es auf dem Wege schon belebt. Malayen, wegen der frischen Morgenkühle dicht eingehüllt, ziehen mit Früchten zum Markt; ganz gespenstig nehmen sich andere aus, die auf Bambusstangen gewaltige Pakete von leichten, aus Pandamus geflochtenen Körben tragen. Aus den meisten Hütten der Kampongs sieht man noch die Nachtlichter durch die Rohrgeflechte, welche nachts die Eingänge abschließen, schimmern. Mit Beginn des ersten Morgengrauens treffen wir hoch mit Bibbit beladene Wagen, die der Eisenbahnstation Garoet zustreben; auch große Herden von Enten werden über den Weg getrieben. Ein buntes, belebtes Bild boten Felder dar, auf denen sich vor allem Frauen und Kinder zur Erdnußernte einfanden. Noch war die Sonne kaum über den Horizont gestiegen, als ich in Tjisaroepan, von wo der Aufstieg auf den Vulkan beginnt, eintraf. Zwar nahm ich ein Pferd mit, doch habe ich fast die ganze Tour zu Fuß gemacht. Bald begann es zu regnen, die Wege verwandelten sich in Bäche, überall sprudelten Wasser hervor. Ich mußte meine ganze Energie zusammennehmen um weiterzukommen, besonders auch, da ich über die Dauer des Aufstiegs mangelhaft unterrichtet war. Die Luft war vielfach recht schwer zu atmen, denn zahlreiche warme Quellen rochen stark nach Schwefelwasserstoff. Endlich wurde, doch nur durch eine mühsame Kletterei über scharfkantige Bimsteinblöcke erreichbar, die Schutzhütte sichtbar, von deren Vorhandensein am Kraterrand man mir erzählt hatte. Kalt pfiff oben der Wind; ich war recht glücklich, daß meine Leute eine Reisedecke trocken gehalten und ein kräftiges Frühstück mitgenommen hatten. Zu sehen war nichts, undurchdringlicher Nebel hüllte den Krater ein, aus dessen Tiefe nur das starke Zischen von Dampf- und Wasserquellen zu mir heraufdrang. Ein kurzer Abstieg in den Krater war recht unheimlich. Da das Wetter gar keine Aussicht auf Aenderung bot, begannen wir nach zweistündigem Aufenthalt auf dem Gipfel und dem Krater den Rückweg anzutreten. — Höchst merkwürdig waren an einer Stelle Terrassen aus braunem Sinter, deren Ränder mit Pflanzen bewachsen waren. In dem eigentümlichen Licht, das durch den Nebel drang, hatte das Grün eine ganz sonderbare Leuchtkraft; ich kann mich nicht besinnen, jemals einen ähnlichen Beleuchtungseffekt gesehen zu haben. — Die Kraft der tropischen Sonne sollte ich am Fuß des Berges kennen lernen; in weniger als einer halben Stunde waren meine von Regen und Transpiration vollständig durchnäßten Kleider durchaus trocken.

Am 13. September machte ich bei besserem Wetter eine Partie auf den Kawah Manock. 2½ Stunden sanften aber dauernden Aufsteigens bringen den Wanderer in die Höhe. Wundervolle Aussichten auf den ideal gestalteten Vulkan Tjikorai und auf Täler mit Baumfarnen öffnen sich. „Der Krater des Kawah Manock ist eine Gegend des Waldes, wo der durchwühlte, erweichte und seines Pflanzenschmuckes beraubte Boden eine Menge von kleinen Sümpfen, Becken von Schlamm und schlammigem Wasser enthält, welche durch dazwischen stehen gebliebene Baumgruppen von einander getrennt sind. Aufsteigende Dämpfe dringen durch dieses schlammige Wasser hindurch und bringen es so stark in Bewegung, daß es einige Fuß hoch emporgeschleudert wird. Man sieht also Dampfsäulen, die aus diesem Becken emporwirbeln, und vernimmt ein stetes unterirdisches Geräusch wie von kochendem Wasser"[1]). Der Geruch nach Schwefelwasserstoff und schwefliger Säure war oft schwer erträglich, trotzdem weilte ich über eine Stunde in dem Krater.

Meine Tage in Garoet näherten sich dem Ende, doch verschaffte mir der im Hotel weilende Leeger-Kommandant von Niederländisch Indien, Herr Generalleutnant de B., dem ich dafür außerordentlich dankbar bin, noch Gelegenheit zum Besuch bei dem javanischen Regenten in Garoet

---

Anmerkung: [1]) Junghuhn a. a. O. Abt. II Ausg II S. 93 ff.

und der Hochzeit einer seiner vielen Töchter, dann aber, was für mich besonders wichtig war, zur Teilnahme an einer Savahbesichtigung. Am letzten Tage in Garoet fuhr ich im Wagen nicht allzu weit entfernten Kampongs zu; ein junger niederländischer Offizier hatte sich mir freundlichst als Dolmetscher angeboten. — Trockener Reisbau kommt, so weit ich weiß, in Java überhaupt nicht vor; stets ist hier der Anbau dieser wichtigsten Nährpflanze der Insel von genügendem Wasserzufluß abhängig. Alle Savahs oder Reisfelder sind daher derart in Terrassen übereinander angelegt, daß vom höchsten Feld zum niedrigst gelegenen nach und nach Wasserzufuhr möglich ist. Sobald ein abgeerntetes Feld neues Wasser erhält, beginnt der Besitzer mit der Bearbeitung, die darin besteht, daß er mit dem von mächtigen Karabaus gezogenen Pflug den Boden umwühlt, so daß aus Wasser und Erde ein dicker Brei entsteht. Dieser Brei wird sehr bald schaumig von den Zersetzungsgasen der in Fäulnis übergehenden alten Reisstoppeln. Unterdessen ist auf einem kleinen, meist mit Bambusstäbchen zierlich umrandeten Feld dicht Reis gesät worden; als kleine Fleckchen allerhellsten Grüns, die über die sonst noch dunkeln Felder verteilt sind, erscheinen diese Saatbeete; sie sind ein Schmuck der Gegend. Die Männer ziehen jetzt die jungen Reispflanzen aus dem Boden, binden sie in Bündel und verteilen sie auf den Feldern; Frauenarbeit ist es, die Pflänzchen in Reihen in den Boden zu fügen. Da der Gang der Arbeit von der Wasserzufuhr abhängt, so ist es natürlich, daß auf ausgedehnten Savahs neben zur Ernte reifen Feldern solche mit ganz junger Saat vorkommen. Die Erntearbeit wird fast überall in Java von den Frauen und Mädchen mit der Hand verrichtet; mit kleinen eigentümlichen Messern schneiden sie die wohlgebildeten Samenstände von den Halmen und fassen sie in Haufen, die schließlich fest gebunden werden. Auf Bambusstangen, an deren Enden 3 bis 4 solcher Bündel reifen Reises befestigt sind, tragen die Männer die Ernte den Kampongs zu. Hier werden wohl noch die Reisbündel einige Zeit der Glut der Mittagssonne ausgesetzt; die Arbeit der Enthülsung geht dann später leichter von statten. Junge Saat auf den Reisfeldern gibt ein wunderliebliches Bild ab. Gradezu großartig kann aber die Savahlandschaft werden, wenn wie bei Garoet gewaltige Trümmer dunkelfarbigen, vulkanischen Gesteins über die Felder zerstreut sind und im scharfen Kontrast zum Grün oder Gelb der Pflanzen stehen. Nach der Reisernte pflanzt man wohl auf den Stoppeln in dünner Aussaat Mais oder auch Kartoffeln an. — Soll irgendwo eine neue Savah eingerichtet werden, so ist ein Unternehmen dieser Art meist so kostspielig, daß viele Kampongs zu dem Zweck zusammentreten; ein solch neues Unternehmen sollte ich am letzten Tage meines Aufenthalts in Garoet kennen lernen. Wir wurden an Ort und Stelle von einer Anzahl Kamponghäupter empfangen, die am Wegrande hockend mir bereitwilligst auf alle Fragen Auskunft gaben. Ich wurde an die Stelle geführt, wo in einem Graben alles für die neue Savah bestimmte Wasser herabfloß. Sehr sinnreich war die Art, wie durch Holzeinsätze in die verschiedenen Gräben den Feldern das Wasser je nach dem Kapital, mit dem sich der Besitzer an der Neugründung beteiligt hatte, zugeführt wurde. Denn es hängt die zu erwartende Ernte — wenn eine kleine Uebertreibung gestattet ist — fast mehr von der Größe des Wasserzuflusses ab, als von der des Feldes. Das Gehen auf den die einzelnen Felder trennenden schmalen Dämmen war recht ermüdend; eine sehr nette Ueberraschung war es daher, als unsere ernsten aber liebenswürdigen malayischen Führer uns nach einem schnell aufgerichteten, leichten Dach aus Reisstroh führten, in dessen Schatten zwei geöffnete frische Kokusnüsse für uns bereit standen. Mit seltenem Behagen trank ich den ganzen Inhalt der Nuß.

Rasch ging die letzte Zeit auf Java vorüber; ein anregender Abend noch bei Herrn Professor Treub, eine Anzahl Abschiedsbesuche in Buitenzorg und Batavia, ein Gang auf die Bank, um sich mit Geldmitteln zu versehen — und schneller als man gedacht war der Augenblick der Abreise da. Wirklich neue Eindrücke auf der Rückreise bot mir vor allem noch der Besuch des schönen botanischen Gartens in Singapore, der sich aber doch mit dem von Buitenzorg in keiner Richtung irgendwie messen kann.[1])

Beginne ich nun das Fazit aus meinen Reiseerfahrungen für mich als Kolonialmann zu ziehen, so hoffe ich durch die vorhergehenden Ausführungen zunächst bewiesen zu haben, daß eine solche Instruktionsreise, wenn sie auch nur wie die meinige im ganzen 109 Tage dauerte, immerhin

Anmerkung: [1]) Nicht unerwähnt lassen möchte ich, daß ich vor meiner Ausreise der Deutschen Kolonialschule in Witzenhausen a. d. Werra einen Besuch gemacht und sie unter liebenswürdiger sachkundiger Führung eingehend besichtigt hatte. Was ich hier gesehen habe, läßt mich besonders auch nach der Rückkehr aus Java glauben, daß dies Institut vorzüglich ist und segensreich wirken muß.

ausreicht, um zu bewirken, daß man mit bedeutend größerem Verständnis der Lösung kolonialer Fragen gegenübertreten kann. — Es sei fern von mir behaupten zu wollen, daß mein Urteil in solchen Dingen jetzt irgendwie maßgebend sein könnte — im Gegenteil, die Reise hat mich gelehrt noch vorsichtiger, noch zurückhaltender zu sein als vorher; das ist aber ein hoher Gewinn. — Nur Vergleich der verschiedensten Urteile praktisch gebildeter Männer, die Gegenüberstellung der Erfahrungen der Wissenschaft und endlich genaues und eingehendes Selbststudium kann jemand befähigen ein abschließendes und maßgebendes Urteil über irgend ein Kolonialgebiet zu fällen. Ich verstehe und achte es jetzt um so höher, daß unsere Regierung, besonders was die Leitung von Auswanderern in unsere Kolonialgebiete betrifft, die äußerste Vorsicht walten läßt, und noch immer in dieser Hinsicht mehr hemmend als anregend wirkt. Der geniale, arbeitsfrohe und arbeitskräftige Mann, der keine Rücksicht auf Weib und Kind zu nehmen hat, wird überall in der Welt seinen Platz ausfüllen — der kommt aber auch im Vaterlande fort und entschließt sich selten dazu eine neue Heimat in der Ferne zu suchen. Der größeren Masse der Auswanderer darf erst dann der Weg in unsere Kolonien gewiesen werden, wenn feststeht, daß der Arbeitswillige hier auch sein Fortkommen finden kann. Im Zeitalter der Entdeckungen wurde das Menschenmaterial, das neue Wege ging und neue Reiche schuf, nicht gezählt und nicht gewogen; niemand kümmerte sich darum, in welcher Weise die Einwanderer mit den alten Besitzern des Neulandes ihre Abrechnung hielten; das ist heute anders geworden, und die deutsche Regierung, die schonungslos mit den Eingeborenen unserer Kolonien umginge und wahllos Landsleute auf die Schaffung noch ungewisser und unbestimmter Werte hin in der Ferne ansiedelte, würde eine schwere Verantwortung auf sich laden und scharfe Angriffe herausfordern. Langsames und planvolles Vorgehen kann allein einem erfreulichen Ziel entgegenführen. Diese Erkenntnis ist wertvoll genug, um zu ihrer Erlangung eine weite Reise zu unternehmen, denn sie gibt uns die Gewißheit, daß der langsame Fortschritt unserer Kolonien ein gesunder Zustand ist.[1])

Wenn die zahlreichen und erfahrenen deutschen Landsleute, die ich auf der Reise und in Java gesprochen habe, etwas bedauerten, so war dies der Umstand, daß man nur selten und unter zu ungünstigen Bedingungen den Versuch macht, Deutsche, die in holländischen oder englischen Kolonien als selbständige Pflanzer, Leiter von Plantagen, Zuckerfabriken u. s. w. sich bewährt haben, für die Ansiedelung in unsern eigenen Kolonien zu gewinnen. Gerade unter diesen über die ganze weite Welt zerstreuten und hochangesehenen Männern könnten die Persönlichkeiten gefunden werden, die zu Pionieren in unseren Neuländern sich am besten eigneten. Vorteilhafte Anerbietungen muß man ihnen allerdings machen, wenn man sie veranlassen will, sichere Lebensstellungen aufzugeben und ihre Erfahrung in den Dienst ihnen noch unbekannter Verhältnisse zu stellen.

Die sechs Wochen, die ich auf Java zugebracht habe, überzeugten mich fest davon, daß das, was dem kleinen Bruderstamm hier zu schaffen möglich war, von dem großen, machtvollen deutschen Reich mit seiner dauernd zunehmenden Bevölkerung in Kamerun und Togo, in Deutsch-Ostafrika und in der Südsee sicher auch erreicht werden kann. Den 1,9 Millionen Quadratkilometern mit 35 Millionen Einwohnern, die Holländisch-Indien umfaßt, steht unser tropisches Kolonialgebiet, wenn wir von Deutsch-Südwest-Afrika, wo vollständig andere klimatische und wirtschaftliche Bedingungen vorliegen, absehen, mit zirka 1,7 Millionen Quadratkilometern und 12,2 Millionen Einwohnern gegenüber. Daß in diesem gewaltigen Gebiet eine Anzahl Landschaften Java an unerschöflicher Fruchtbarkeit des Bodens und an Mannigfaltigkeit der vegetabilischen Schätze wenigstens nicht nachstehen, hat die Erfahrung bereits gelehrt. Große Gebiete zwar, besonders in Deutsch-Ostafrika, sind weit davon entfernt in tropischer Fülle zu prangen, aber in diesem wirtschaftlichen Gegensatz benachbarter Land-

Anmerkung: [1]) Dr. Karl Peters äußert sich in einer Besprechung des deutschen Kolonialetats 1903 über die deutsche Kolonialpolitik in absprechender Weise, indem er betont, daß die Verwaltung der Kolonien sich schrittweise, gewissermaßen organisch aus der wirtschaftlichen Entwickelung herausergeben müsse und nicht von Deutschland aus geschaffen werden dürfe „Wer nun einmal Europa mit seinen Standes- und Rangpräregativen den Rücken kehrt, der zieht es, wenn er überhaupt etwas wert ist, vor, nicht dorthin zu wandern, wo ihn Kasten und besternte Beamte gleich wieder freundlichst in Empfang nehmen, sondern er geht in die englischen Länder, wo er selbst Chancen hat, sich durch tüchtige Arbeit eine geachtete Stellung und auch bürgerliche Aemter zu verdienen." — Sicher liegt hierin in mancher Beziehung eine bittere Wahrheit, aber wie würde es bei solch einem Vorgehen mit dem Schutz der Eingeborenen gegen Konquistatoren-Uebermut und Grausamkeit stehen? Einen solchen Schutz der Eingebornen verlangt heute unsere Moral und unser Gerechtigkeitssinn und auch unser eigener Vorteil; gewähren kann ihn nur eine von vorneherein bestehende kräftige Verwaltung; sagt doch Dr. Peters es selbst, daß eine Schutztruppe in den Neuländern nicht ganz entbehrt werden kann.

schaften kann vielleicht später eher ein Vorzug als ein Nachteil gefunden werden. — Den Holländern stand in der Bevölkerung Javas ein Menschenmaterial zur Verfügung, das zur Arbeit erzogen werden konnte, das dank der bestehenden politischen Verhältnisse an Gehorsam gewöhnt war, und dem eine gewisse Intelligenz nicht abzusprechen ist. Ich entsinne mich noch heute mit Vergnügen der Geschicklichkeit, mit der ich in Buitenzorg im Hotel javanische Arbeiter die elektrischen Klingeln in Ordnung bringen sah. Im botanischen Garten zeichneten und aquarellierten Javaner die Vorlagen zu Tafeln, die wissenschaftlichen Veröffentlichungen beigegeben werden sollten. Javanische Feldmesser beobachtete ich bei einer Zuckerfabrik in emsiger Tätigkeit, und es wurde ausdrücklich anerkannt, daß ihre Leistungen an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Die Handnähmaschine war überall in Gebrauch, und die Sauberkeit, in der sie meist gehalten wurde, bewies zur Genüge, daß die Leute Verständnis für den Wert der Maschine hatten. — Wo immer die Leute bei der Feldarbeit in größerer Menge tätig waren, an den Gerichtsstätten, an Stellen lebhaften Verkehrs, fanden sich stets auch javanische Kleinhändler ein, die Eßwaren und Getränke feilboten. Zu der Intelligenz des javanischen Volkes kommt als wertvolle Beigabe seine Wohlerzogenheit hinzu. Die Holländer haben zwischen Eingebornen und Europäern eine scharfe Grenze hergestellt, indem sie es der Masse der Eingebornen verwehren das Holländische zu lernen. Verständigungsmittel zwischen ihnen und den Weißen bleibt ein leicht zu fassendes malayisches Idiom. Die Holländer schufen mit dieser Einrichtung für das Volk nichts Neues und Unerhörtes, denn tatsächlich verständigen sich die Javaner in verschiedenen Sprachen mit einander, je nachdem ob Genossen eines Standes untereinander oder mit höhergestellten oder mit untergeordneten Personen verkehren. Natürlich versteht die Dienerschaft vielfach die Sprache ihrer Herren, aber sie wird das nie zeigen; ja für den Fremden ist es geradezu unangenehm, daß er in den seltensten Fällen Erfolg damit hat, wenn er statt einer ihm fehlenden malayischen Vokabel ein holländisches Wort einsetzt — verstanden wird es wohl, aber man wagt nicht, sich zu dem Verstehen zu bekennen. Unterwürfig benimmt sich das Volk den Weißen gegenüber. In etwas vorgebeugter Haltung, die Schüssel mit der vorgestreckten rechten Hand darbietend nähern sich die Aufwärter bei Tisch den Gästen, ebenso ziehen sie sich zurück. Das hat etwas sklavisches an sich, aber da die ganzen Bewegungen der Anmut nicht entbehren, ist diese etwas scheue Bedienung eher angenehm als lästig. — Tragen die Javaner auf der Straße den großen, blanken, die Sonnenstrahlen zurückwerfenden Hut über dem Turban, so nehmen sie denselben bei der Annäherung eines Europäers sofort ab, und ihn in beiden Händen vor sich tragend, gehen sie unter einer geringen Beugung der Knie bei ihm vorüber; in derselben Art sieht man übrigens auch hin und wieder Javaner untereinander sich begrüßen. Auf dem Lande hocken sich die dem Europäer begegnenden Eingeborenen ehrfurchtsvoll am Straßenrand oder gar jenseits des Grabens am Saum der Reisfelder nieder, den Rücken der Straße zukehrend. — Es ist eine Freude, die Javaner in ihrer stillen, wohlanständigen Fröhlichkeit bei Festlichkeiten, Tanz und dem über alles geliebten einheimischen Theater zu beobachten. Niemals sieht man Betrunkene, und von lautem Zank und Streit dringt nichts an die Oeffentlichkeit. Wohl treffen den Fremden auf Straße und Markt neugierige Blicke, aber ein Herandrängen, eine Zudringlichkeit ist mir nie begegnet. Unerträglich fast sind in Colombo, in Singapore die bettelnden, dreisten Kinder — nichts davon in Java. Täglich, sobald ich mich in Buitenzorg auf der Veranda meines Hotels zeigte, versuchten auf dem unten vorbeilaufenden Eisenbahndamm niedliche Jungen ihre Turnkünste, ein offenes Betteln fand aber nicht statt, und die kleinen Kupfermünzen, die ich hin und wieder spendete, vergalten mir die dankbaren Jungen zuweilen durch Ueberbringung eines merkwürdigen Insekts. An Orten, die viel von Fremden aufgesucht wurden, bettelten die Kinder wohl, aber die Erwachsenen zeigten Unwillen darüber und die eingebornen Kutscher scheuchten die Kleinen, die dem Wagen nachliefen, stets mit Ernst und Nachdrücklichkeit zurück. — Die Befehle und Wünsche der holländischen Regierung werden dem Volk stets unter Vermittlung der Residenten durch die einheimischen Regenten übermittelt — eine Maßnahme, die sich außerordentlich bewährt hat. — Solch ein Menschenmaterial wie die Bewohner Javas haben wir in unseren Kolonien wohl nirgends, und an den Papuas auf Kaiser Wilhelms-Land werden sicher alle Erziehungsversuche der Deutschen scheitern, aber an anderen Stellen in der Südsee und vor allem in Afrika fehlt es an Menschen nicht, die sich zu einem nützlichen Werkzeug der Europäer heranbilden ließen. — Wenn hier erst eine volle Befriedung des Landes eingetreten sein wird, wenn unter dem kräftigen Schutz unserer Kolonialverwaltung der kriegerisch schwache aber arbeitswillige Stamm vor dem stärkeren räuberischen keine Furcht mehr hegen darf, dann wird mit einer solchen Erziehung be-

gonnen werden können. Was mein Besuch in Java mich nun gelehrt hat, das ist der Wunsch, man möchte, wo es irgend in unseren Kolonien angeht, nach dem holländischen Vorbild sich richten. Unendlichen Segen bringt den Völkern in Afrika eine kräftige Regierung, da sie den dauernden Fehden der Stämme untereinander ein Ende bereitet und für eine Entfaltung und Verwertung der Schätze des Landes erst den Boden ebnet; dafür kann von den Eingeborenen Ersatz verlangt werden und zwar indem sie einen Teil ihrer Arbeitskraft in den Dienst der Regierung stellen; indirekt kommt ihnen diese Arbeit ja auch wieder zu gut.[1]) Schon heute schicken an vielen Stellen in Afrika die deutschen Stationsleiter Boten zu den benachbarten Dorfhäuptern, wenn sie Arbeitskräfte auf der Station bedürfen oder wenn Wege auszubessern, Lasten fortzuschaffen sind, und willig stellen jene die verlangten Leute. Sicher könnte in diese heute mehr gelegentlichen und zufälligen Forderungen System gebracht werden und so nach und nach ein Zustand sich herausbilden, wie er in Java besteht. Die Geschichte Liberias, mit dem es nicht vorwärts gehen will, lehrt, daß der Neger nicht imstande ist, aus eigener Kraft blühende Staaten und Werte für den Weltverkehr hervorzubringen, da darf und muß der Europäer die Führung übernehmen und väterlich den Negern den richtigen Weg weisen. Ohne Intelligenz ist auch der Neger nicht, ihm fehlt bis jetzt vor allem das rechte Wollen[2]); ein festes Eingreifen, ein energisches Nichtnachlassen muß und wird hier zum Ziel führen. Allerdings, Wohlerzogenheit dem Neger beizubringen wird sehr schwer sein, aber diese ist ja auch mehr eine angenehme Beigabe als eine notwendig zu stellende Forderung.

Ein wichtiges Bevölkerungselement in Java sind die Chinesen. In den Städten wohnen sie in besonderen Quartieren in einer Art patriarchalischer Verfassung; ein Aeltester, das dürfte die beste Bezeichnung sein, ist in gewissen Fällen der Regierung für ihr Verhalten verantwortlich. Natürlich kann ich mir nicht anmaßen, ein abschließendes Urteil über sie und ihren Einfluß zu fällen; was ich selbst beobachtet und im Gespräch über sie erfahren habe, möge hier aber Platz finden. Da muß ich zunächst sagen, wo ich mit dem Chinesen in Java als Händler, Handwerker oder Wäscher zu tun hatte, war ich stets aufs angenehmste überrascht. In den oft großen Läden herrschte Ordnung, und die Bedienung war durchaus freundlich und aufmerksam ohne jede Aufdringlichkeit. In dem kleinen Laden in Buitenzorg, in dem ich meine täglichen Bedürfnisse an Zigarren ꝛc. einkaufte, kannte man sehr bald meine Wünsche, und schon wenn ich nahe kam, war man entgegenkommend bereit sie zu erfüllen. Beim Geldwechseln mußte ich aufpassen, denn es läuft in Java viel falsches und minderwertiges Silbergeld um, und der Unerfahrene ist Verlusten ausgesetzt; so bald die Leute merkten, daß ich mit den Verhältnissen vertraut war, kam der Versuch zu täuschen nicht mehr vor. Die Handwerker und Wäscher waren billig und pünktlich. Oft freute ich mich am Morgen über die in sauberem weißen Anzug, die Schiefertafel und einige Bücher unter dem Arm haltenden gesetzt zur Schule wandernden kleinen Chinesen. Fast bis zur Hacke hingen ihnen die durch eingeflochtene Seidenfäden künstlich verlängerten schwarzen Zöpfe, selten fehlte als abschließender Schmuck eine kleine buntfarbige Schleife. Oft fuhr ich auf der Eisenbahn mit Chinesen in derselben Wagenklasse zusammen, — nie sind sie mir durch Unsauberkeit oder andere Eigenschaften lästig geworden. Die ärmeren Chinesen badeten im Fluß vor meinem Hotel gerade so eifrig und sorgsam wie die Eingeborenen. Die europäischen Kaufleute, die ich in Java sprach, waren voll des Lobes über die Zuverlässigkeit und Redlichkeit der Chinesen in Handelssachen; sie gewähren ihnen gern weitgehendsten Kredit. Fast Regel ist es, daß der Chinese, den unglückliche Verhältnisse zum Bankrott brachten, seine noch ausstehenden Schulden berichtigt, wenn er sich wieder heraufgearbeitet hat. Ich muß gestehen, daß ich statt der Inder und Araber in Afrika nach meinen Beobachtungen lieber Chinesen sehen würde; ihre Zulassung in unseren Südseekolonien wird sich überhaupt nicht vermeiden lassen und dürfte auch vorteilhaft sein[3]). Ich unterschreibe, was Professor Hassert darüber sagt: „Man hat deshalb daran gedacht malayische und besonders javanische Kulis einzuführen. Da jedoch auf den

---

Anmerkung: [1]) „Der Gedanke, daß der Eingeborene der Erziehung, des Schutzes, der Bevormundung bedarf, kommt in den holländischen Kolonien voll zur Geltung, ohne daß man ihm seine gewohnten Lebensformen zu nehmen sucht." Beitrag zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. Jahrg. III 1901/02 S. 63.

[2]) „Ich halte die Neger weder für absolut widerspenstig, noch für absolut faul; es gibt sogar sehr tätige Naturen unter ihnen" sagt Graf Joachim Pfeil.

[3]) Ich bemerke ausdrücklich, das ich nur von den Chinesen gesprochen haben will, die ich in Java kennen gelernt habe. — Die Eingeborenen hassen den ihnen vielfach überlegenen Chinesen; besonders im kaufmännischen Geschäft sind sie ihm garnicht gewachsen und werden rücksichtslos von ihm ausgebeutet.

Sunda-Inseln selbst eine starke Nachfrage herrscht, welche die wirklich brauchbaren Arbeiter im Lande hält und nur die schlechten, wenig brauchbaren Elemente an die fremden Kolonien abgibt, so bleibt nichts übrig, als die viel angefeindeten Chinesen nach Samoa zu bringen, die leicht und in Menge zu haben sind. Die demoralisierenden Folgen einer chinesischen Einwanderung und die durch sie heraufbeschworene Gefahr der Einschleppung des Aussatzes sind nach dem Urteil erfahrener Kenner bei sorgsamer Ueberwachung und Untersuchung der Einwanderer keineswegs so schlimm, als sie für gewöhnlich hingestellt werden. Denn neben vielen Untugenden hat der Chinese auch viele gute Eigenschaften, unter denen Anspruchslosigkeit, Arbeitsfreudigkeit und Gewandtheit, die ihn zum Landarbeiter ebenso geschickt machen wie zum Viehzüchter, obenan stehen. Für den Kaufmann könnte der geriebene chinesische Händler allerdings ein nicht ungefährlicher Nebenbuhler werden. Dieser Möglichkeit läßt sich indes auf gesetzlichem Wege entgegentreten, indem die Niederlassung chinesischer Kaufleute und die dauernde Ansiedlung chinesischer Einwanderer überhaupt verboten wird[1])."

Große Schwierigkeiten dürfte den Holländern einst die Halfcast-Frage bereiten. Unter Halfcast versteht man in holländisch Indien die Mischlingsrasse aus Europäern und Eingeborenen. Wie überall, so zeigt es sich auch in Java, daß der Mischling vielfach die Fehler beider Rassen besitzt. Diese Fehler steigern sich, weil dem Mischling von beiden Seiten, von Europäern wie Eingeborenen doch mit einem gewissen Mißtrauen begegnet wird. Die sogenannte „europäische" Bevölkerung der holländischen Kolonie besteht zur Hälfte aus Mischlingen mit den Malayen[2]). In dieser Beziehung ist entschieden das Verhalten der Engländer in den Kolonien vorzuziehen; der Engländer, der sich mit einer Eingeborenen verheiratet, verliert den Zutritt zur europäischen Gesellschaft, dort kommen also schon aus diesem Grunde solche Heiraten überaus selten vor. Wer in Holländisch-Indien auch nur einen Tropfen Europäerblut in sich hat, gilt, wenn wir den Gegensatz scharf fassen wollen, als Europäer; in der englischen Kolonie schließt umgekehrt ein Tropfen Eingeborenen-Blut jeden von der Zugehörigkeit zur „Society" aus. Wir müssen alle Bestrebungen unserer Regierung, die Entstehung einer Bastardbevölkerung zu verhindern, mit Genugtuung begrüßen. Zwar betont Friedrich Ratzel, daß das Ergebnis der Beweglichkeit der Völker die ausgedehnteste Vermischung der verschiedenen Rassen sei. „Die Einheit des Menschengeschlechts im anthropologischen und ethnographischen Sinn ist in der Tat ihr letztes Ziel. Diese Einheit aber ist nichts als Wiedervereinigung der durch Spielartenbildung unter dem begünstigenden Einfluß der geographischen Sonderung entstandenen Gruppen der Menschheit." „Diese Einheit ist in geschichtlicher Zeit gewachsen und strebt noch immer mehr, sich zu vollenden, so daß, wie im anthropogeographischen die Weltumfassung, so im anthropologisch-ethnographischen die Einheit des Menschengeschlechts als letztes und höchstes Ziel der Menschheitsentwickelung erscheint[3])." Gemeint ist damit aber sicher nicht, daß sich die Kolonisationsfrage in tropischen Gebieten schon jetzt durch starke Mischung der Europäer mit den Eingeborenen lösen ließe. Wenn Dr. Karl Dieter in Bezug auf die spanische Kolonisation in den Tropen sagt: „Die ununterbrochene Vermischung der spanischen Rasse mit den eingeborenen Indianern und den eingeführten Negern hat aber im Laufe der Jahrhunderte noch zwei Mischrassen hervorgebracht, die Mestizen und die Mulatten. Sie bilden heute die weit überwiegende Mehrheit der venezolanischen Bevölkerung. Wie sehr dies die Widerstandskraft des Volkes auch gegen das Klima der tiefergelegenen Gegenden, sowie die Hispanierung des gesamten Landes befördern mußte, liegt auf der Hand. Aehnlich ist die Entwickelung auch in den meisten übrigen Kolonien der Spanier verlaufen. Nun, das deutsche Volk hat einen gewaltigen Ueberschuß an Menschen und an Kapital. Was hindert uns also, auf eine Germanisierung unserer tropischen Kolonien nach spanischem Muster durch Einwanderung und teilweise Vermischung hinzuarbeiten[4])," so meine ich, daran hindert uns der Hinblick eben auf die Geschichte dieser spanischen Kolonien, die zu einer kräftigen wirtschaftlichen Entwickelung nicht gekommen sind und unter dem Unsegen unsicherer und wechselnder politischer Zu-

Anmerkung [1]) „Die neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee" von Dr. Kurt Hassert 1903. Verlag von Dr. Seele & Co. Leipzig S. 104 - 5.

[2]) Koloniale Studien von Arthur A. Brandt, Soerabaya. Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. Schriftleiter A. Seidel. Verlagsbuchhandlung W. Süsserott, Berlin. Jahrg. II S. 99/100.

[3]) Anthropo-Geographie von Dr. Friedrich Ratzel, Stuttgart. Verlag von J. Engelhorn. 1892. S. 458 ff.

[4]) „Deutsche Siedelung in unseren tropischen Schutzgebieten". Eine koloniale Flugschrift von Dr. Karl Dieter Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. S. 7.

stände dauernd leiden. Heute zweifelt niemand mehr daran, daß wir einzelne Teile der in unserem Besitz befindlichen afrikanischen Hochländler wirklich mit Volksgenossen werden besiedeln können; diese Landschaften wollen wir dann aber auch zu einem Neudeutschland im eigentlichen Sinn zu machen versuchen und nicht einer Mischrasse überlassen wissen.

Die Frage, ob der Europäer in tropischen Betriebskolonien d. h. Plantagenkolonien dauernd leben kann, ist meiner Meinung nach in Java gelöst. Naturgemäß konnte ich bei meinem kurzen Aufenthalt im Lande an mir selbst Beobachtungen in dieser Beziehung nicht machen; was ich nur habe feststellen können, ist der Umstand, daß niemand vor einem kurzen Aufenthalt in den Tropen Furcht haben darf. Sicher habe ich in Java nicht so gelebt, wie es vernünftige Rücksicht auf die Gesundheit verlangt, denn das will erst gelernt werden, und doch bin ich von Krankheit im allgemeinen verschont geblieben. In den letzten Tagen meines Aufenthalts machte ich gegen den Rat erfahrener Kenner der Verhältnisse eine anstrengende Bergpartie zu Fuß und nicht zu Pferde oder im Tragstuhl; ich wurde dabei von Regengüssen überrascht. Die Folge war, daß auf der Rückreise sich Fieber bei mir einstellte, daß ich darüber stark gelitten habe, ist meiner eigenen Unvorsichtigkeit, meiner im ganzen schwächlichen Körperkonstitution und nicht einem mörderischen Klima zuzuschreiben. Wenn ein hervorragender Kenner Afrikas, Dr. Kandt, uns erzählt, daß er auf seiner Station „Bergfrieden" am Kiwe-See in 1800 Meter Höhe oft mehrere Stunden am Tage mit der Hacke auf den Feldern gearbeitet, Wohlbefinden dabei empfunden und keinen Nachteil für seine Gesundheit verspürt habe, so stimmt das mit dem überein, was ich besonders von deutschen Landsleuten hörte. In den hochgelegenen Chinabaumplantagen greift auf Java der Europäer gern und mit Vergnügen selbst bei der Arbeit zu, soweit das seine Stellung den Eingeborenen gegenüber gestattet, auch die Frau überläßt durchaus nicht alle Wirtschaftsarbeit der zahlreichen Dienerschaft, und in den Gärten ruft oft gerade ihre emsige Tätigkeit die Entstehung kleiner Paradiese hervor. Fieber tritt wohl ein, aber dafür trifft zu, was Dr. Kandt darüber sagt: „Die Arbeitsfähigkeit scheint mir für den Ansiedler das wichtigste, ob er daneben ein paarmal im Jahr sein Fieber hat, das scheint mir umsoweniger ein Abschreckungsgrund zu sein, als die Fieber in den hohen Bergen zweifellos seltener sind und leichter überwunden werden als in der Ebene." — Daß die Einwirkungen des Klimas den Europäer in den Tropen mit der Zeit körperlich etwas schlapp machen und seine geistige Energie schwächen, darf nicht geleugnet werden. Doch wenn ich im Verkehr mit den länger in Java ansässigen Holländern und Deutschen oft schmerzlich in der Unterhaltung jede Frische und Lebhaftigkeit vermißte, wenn ich das Gefühl nicht loswerden konnte, daß alle Leute hier von melancholischer und weltschmerzlicher Gemütsart wären, so schreibe ich das zum Teil dem Umstand zu, daß zu einer vernünftigen Gesundheitspflege in den Tropen auch vor allem eine Erziehung zum Gleichmut, eine Abweisung alles dessen gehört, was zu einer größeren geistigen Erregung führt. Auch frische und blühende europäische Kinder habe ich in Java genugsam gesehen, es ist durchaus nicht mehr Regel, die Kinder in der Zeit der Entwickelung nach Europa zu senden. Kurz, was ich in dieser Beziehung erfahren, läßt den Schluß zu, daß auch unsere tropischen Kolonien, wenn die Zeit der ersten Versuche vorüber sein wird, vielen die Gelegenheit bieten werden, beglückenden Wohlstand zu erwerben.

Wer in Java gereist ist, wird mit aufrichtiger Bewunderung das würdigen, was die holländische Kolonialregierung für die Anlage von Eisenbahnen und den Ausbau eines Netzes vorzüglicher Straßen getan hat und noch dauernd tut. Java ist eine entwickelte Kolonie, die mit bedeutenden Werten am Welthandel beteiligt ist, in unseren Kolonien ist noch alles im Wenden, aber: „Für jedes koloniale Neuland ist die Frage der Verkehrswege eine Lebensfrage. Mag ein Gebiet noch so reich an Naturschätzen sein, es wird die über den eigenen Verbrauch hinausgehende Produktenmenge nicht verwerten können ohne Verkehrswege, und in dem Maß, wie die Produkte vermittelst der Verkehrswege schnell und billig an den Konsumenten gebracht werden können, haben sie Wert für das erzeugende Land. Je reicher ein Land an Naturschätzen ist, je höher diese Landeserzeugnisse auf dem Weltmarkt von Käufer und Konsumenten bewertet werden, desto kostspieliger können auch die Verkehrsmittel und Verkehrswege sein; je ärmer ein Land an Produkten ist, und je geringeren Wert es auf dem Weltmarkt hat, desto billiger muß auch der Verkehr seine Mittel und Wege gestalten.[1]) Es ist hier nicht der Ort, das Für und Wider des Eisenbahnbaues in unseren Kolonien

Anmerkung: [1]) Die Eisenbahnen im tropischen Afrika. Eine kolonial-wirtschaftliche Studie von Prof. Dr. Hans Meyer, Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot. 1902 S. 1.

abzuwägen, aber wohl ist es am Platz zu betonen, wie Java, was den Wegbau betrifft, jedenfalls als Vorbild für unsere Kolonien dienen kann.

Daß die Insel eine Stätte der Kultur für fast alle tropischen Produkte ist ging bereits aus der Beschreibung meines Aufenthalts hervor; hier ist also nur noch zu erwähnen, daß es kaum einen anderen Punkt der Erde gibt, auf dem es dem Reisenden so leicht gemacht wird, in dieser Hinsicht einen orientierenden Ueberblick zu erlangen.

Durch meine Reise nach der Perle unter den Inseln des malayisch-holländischen Archipels habe ich alles in allem als Kolonialmann so viel gelernt, daß die naiven Begriffe, die der Europäer über Leben und Zustände in den Tropenländern hat, gründlich beseitigt sind. Ich weiß jetzt vor allem wie falsch die Ansicht ist, hierher Volkselemente abstoßen zu wollen, die in der Heimat nicht sittlich kräftig genug waren, um ihr Fortkommen zu finden. Nur feste Charaktere, willensstarke Naturen werden den Gefahren für Leib und Geist gewachsen sein, die die Ueberfülle der Erscheinungen, der Sinnenreiz einer dauernd schaffenden und dauernd zerstörenden Natur hervorbringt. Schwächlinge gehen in diesen Ländern noch schneller unter wie daheim, wo das Fortschreiten über das, was hemmt und nicht vorwärts will, nicht in so rücksichtsloser Weise erfolgt. Mit Stolz habe ich es empfinden dürfen, wie viel brauchbare Männer unser Volk als Kulturträger- und verbreiter in die asiatischen Tropen ausgesandt hat, aber trotzdem ist die Auswahl noch immer nicht sorgsam genug, und nichts ist trauriger als verkommene Volksgenossen hier in der Fremde im Elend zu treffen. Größte Vorsicht muß daher auch bei der Besiedelung unserer eigenen Kolonien und bei Ratschlägen an Auswanderungslustige geübt werden. Allen jenen vielen Leuten, die da meinen dort ohne energische Arbeit Früchte reifen sehen zu können, muß grünlich der Star gestochen werden; nur ernste, arbeitsfreudige Männer, denen Entbehrung europäischer Genüsse nicht schwer fällt, die Freude an der Natur haben und sich nicht einsam in der Einsamkeit fühlen, dürften geeignete Besiedler unserer Kolonien und würdige Vertreter unserer Nation im fremden Lande sein.

Wer Java gesehen, den hat Gott besonders begnadigt, und ich habe es ursprünglich nicht glauben wollen — der wird die Sehnsucht nicht los, noch einmal einen Blick in dies paradiesische Land tun zu dürfen. Wer gar als Naturforscher die gewaltigen und lieblichen Eindrücke des herrlichen Landes auf sich hat wirken lassen und weiß, welche Schätze des Wissens ihm ein längeres Versenken in das Studium dieser in üppigster Fülle schaffenden Natur zuführen würde, dessen Verlangen nach wiederholtem Besuch der Insulinde ist noch größer und brennender. Wie ein Traum liegen die sechs schönen Wochen auf der Insel jetzt schon so lange hinter mir; ich wünschte, es möchte noch vielen meiner Landsleute vergönnt sein, länger als ich von diesem Traum umgaukelt, und von der „Fülle der Gesichte", die er ihm bietet, umfangen zu sein. Glückliches Land und glückliches Volk, das diesen Besitz sein eigen nennt! —

Welches Glück wäre es für unser deutsches Vaterland, wenn wir einzelne tropische Landschaften unserer Kolonieen einer ähnlich gedeihlichen Entwickelung zuführen könnten. Daß wir es können werden, war meine feste Hoffnung, ehe ich meine Reise antrat. Nachdem ich mit eigenen Augen gesehen, welche bedeutungsvolle Rolle unsere Landsleute überall draußen in der Welt spielen, welcher Anteil an den glücklichen Fortschritten, die in den asiatischen Tropen gemacht sind, ihnen zufällt, ist jene Hoffnung zu einer festen Ueberzeugung geworden. Mit Freuden werde ich weiter daran arbeiten und dazu mitzuwirken suchen, daß unsere Kolonialpolitik die Unterstützung unseres ganzen Volkes findet.